# Die Stiefkinder.

Roman

von

**Graf Ulrich Baudissin.**

Zweiter Band.



**Stuttgart.**
Verlag von A. Kröner.
1870.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

## Erstes Kapitel.

Das erste Ergebniß der zwischen dem Baron und Frau von Rentzow gepflogenen Verhandlung ließ nicht lange auf sich warten. Noch am nämlichen Abend hatte die kluge Mutter ein langes, bis tief in die Nacht hinein dauerndes Gespräch mit ihrer Tochter.

Es ist unnöthig, dieses Gespräch hier anzuführen, Ihr werdet es aus seinen unmittelbaren Folgen genugsam kennen lernen. Zunächst aber mögt Ihr erfahren, daß die kluge Tochter, nachdem ihr die Mutter unter zärtlichen Umarmungen gute Nacht gewünscht hatte, noch eine volle Stunde lang halb entkleidet und mit aufgelösten Haaren auf ihrem Bette saß und über das Besprochene Betrachtungen anstellte. Ihre schmalen, weißen Hände ruhten im Schoße, das schöne Köpfchen war tief gebeugt, die Augen blickten ernst und sinnend vor sich nieder — es war eine in ihrer Ruhe so liebliche und dabei so ausdrucksvolle Gestalt, wie sie sich ein Bildhauer, der das

Nachdenken plastisch hätte darstellen wollen, als Modell nur immer hätte wünschen können.

Die schöne Gabriele — doch halt! was haben wir in dem Schlafgemach einer jungen Dame zu thun? Begehen wir nicht eine noch weit schlimmere Indiscretion als der unbesonnene Rudolf, dessen letzte Blumenspende zerzaust und zertreten auf dem Fußboden dort im Winkel liegt?

Am folgenden Tage versammelte sich die kleine Gesellschaft nach der Mittagstafel abermals im Pavillon.

Gabriele zeigte jetzt wieder ihre gewöhnliche heitere, strahlende Miene. Die schlaflose Nacht hatte keine Spur von Müdigkeit oder Abspannung in ihren jugendlich frischen Zügen zurückgelassen. Sie unterhielt sich fröhlich plaudernd mit Georg auf dem Wege zum Pavillon. Der Baron, Frau von Rentzow am Arm führend, war ihnen dorthin vorausgegangen. Lauernd, horchend, mit noch mehr unruhiger, mühsam verhehlter Neugierde als sonst schielte er durch die halbgeöffnete Thür nach ihnen hin.

Da kam Rudolf in großer Eile daher. Seine Miene verrieth ein wenig Aerger. Kein Wunder gerade, denn er hatte während der Tafel keinen einzigen Blick seiner angebeteten Schönen auffangen können, und daß sie jetzt mit Georg so heiter und vertraulich sich unterhielt, war ein neuer Tropfen Wermuth in seinem Leidenskelch. Doch Rudolf ließ sich, wie wir wissen, nicht leicht aus der

Fassung bringen, er näherte sich der schönen Gabriele mit der ganzen kecken Zuversicht, die er ihr gegenüber immer an den Tag gelegt hatte.

Schon schwebte ihm, indem er die junge Dame grüßte, eines seiner geläufigen Scherzworte auf der Zunge, doch er hielt es plötzlich zurück, denn er gewahrte in ihrem Antlitz einen Zug von Härte, der ihm vollkommen unbekannt war.

„Sie scheinen sehr wenig Sinn für Schicklichkeit zu haben, junger Herr," redete ihn Gabriele mit schneidender Kälte an, „denn nicht einmal wenn man Ihrer großen Jugend durch Ermahnungen und gute Lehren zu Hülfe kommt, kann man sich Ihrer Zudringlichkeiten erwehren. Es bedarf dazu, wie es scheint, ernsterer Maßregeln."

„Wie, mein Fräulein? — Sie zürnen mir?" stotterte Rudolf betroffen hervor. „Ei, mein Gott, welch schweres Verbrechen habe ich denn begangen, daß Sie . . ."

„Sie haben gestern Abend wieder Ihre Turnkünste am Balcon und am Spalier geübt, Sie haben sich wieder erfrecht, mir einen Blumenstrauß durchs offene Fenster ins Zimmer zu werfen. Einmal konnte ich der Unbesonnenheit eines Knaben einen solchen Streich hingehen lassen, das zweite Mal jedoch, und nachdem eine ernste Warnung an Sie ergangen ist, werde ich mich an die väterliche Autorität wenden müssen."

„Wie? — Verstehe ich Sie recht? — Sie wollten . . ."

„Ich will, falls Sie mir nicht das bestimmteste Versprechen geben, Ihr Benehmen zu ändern, Ihren Herrn Vater ersuchen, den Spazierstock wieder in Anwendung zu bringen, wie neulich. Verstehen Sie mich jetzt?“

„Gabriele!“

„Für Sie bin ich nicht Gabriele, sondern Fräulein Rentzow, merken Sie sich das, junger Herr. — Ihren Arm, lieber Georg, gehen wir!“

Es ist sehr leicht, Worte wie die obenstehenden hinzuschreiben, doch wie den Ton wiedergeben, in welchem sie gesprochen wurden, wie die Wirkung bezeichnen, die sie hervorbrachten? Unmöglich kann ich meinen Lesern den wilden Schmerz schildern, der sich, als Gabriele fortging, in Rudolf's Zügen malte, oder die unbezähmbare Wuth und Raserei, die sich in seinen Geberden ausdrückte. Er war todtenblaß geworden, seine Augen rollten in ihren Höhlen wie die eines Irrsinnigen, einige Secunden stand er regungslos, wie betäubt da, dann aber, ohne im Mindesten darauf zu achten, daß sein Vater und Frau von Rentzow vom Pavillon aus ihn sehen mußten, stampfte er wiederholt wüthend mit dem Fuß, schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn und stürmte in toller Hast den Gang hinunter.

Kaum war Rudolf hinter einem dichten Gebüsch verschwunden, als hinter einem anderen die Baronin

langsamen und matten Schrittes einherwankend und auf den Arm ihres jüngsten Sohnes sich stützend, zum Vorschein kam. Sie sah unbeschreiblich erschöpft und leidend aus, und oft mußte sie stillstehen, um ihre schwindenden Kräfte zu sammeln.

Sobald Frau von Rentzow vom Pavillon aus die Baronin erblickte, ging sie ihr schnell entgegen.

„Wie herrlich, daß Du kommst, theuerste Agnes,“ redete sie die Kranke im Tone der innigsten Theilnahme an, „ich sehe darin ein erfreuliches Zeichen, daß es Dir jetzt etwas besser geht.“

„Besser geht es mir nicht,“ entgegnete die Baronin, „doch die Sonne scheint so warm und heiter, die Blumen duften so frisch, durch die ganze Natur geht heute ein so lebenskräftiger und wonniger Zug — da litt es mich nicht länger im engen Zimmer. Und dann“ — hier neigte sie ihren Mund dem Ohre der Frau von Rentzow zu und flüsterte so leise, daß es Lucius nicht hören konnte, „und dann mag ich auch keine schöne Stunde unbenutzt vorübergehen lassen; weiß ich ja doch, daß mir nur wenige noch beschieden sind.“

„O verjage doch diese traurigen Gedanken, meine theuerste Freundin; sähe ich nicht deutlich, daß Du Dich seit einiger Zeit wieder erholst, und wüßte ich nicht, daß nur leere Einbildung es ist, die Dich so reden macht, wahrhaftig, Deine Worte müßten mir Thränen erpressen!“

Und Frau von Rentzow drückte, als übermanne sie auch jetzt schon die Rührung, das Taschentuch an die Augen. Die Baronin sah es mit einem Lächeln. Es lag in diesem Lächeln eine unsägliche Wehmuth, doch keine Spur von Bitterkeit.

Mittlerweile hatte der Baron am Eingange zum Pavillon die schöne Gabriele empfangen. Er reichte ihr die Hand, er drückte sanft die ihrige. Das hatte er, der Himmel weiß wie oft gethan; heute aber zum ersten Mal fühlte er einen leisen, ganz leisen Gegendruck.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß sich auf dem Schloß etwas zugetragen hätte, worüber ein Bericht an den verehrten Leser nothwendig wäre. In der Reihenfolge der Begebenheiten war eine Lücke entstanden, doch sie erinnert an die schwüle Windstille vor dem Gewitter, und in den Herzen der Menschen, welche in dieser Geschichte eine Rolle spielen, regte es sich unruhig und ahnungsschwer.

Der Baron hatte, dem Versprechen gemäß, welches er der Frau von Rentzow gegeben, dem Sohne über dessen ungeziemende Turnübungen kein Wort gesagt, und das mochte wohlgethan sein. Er hatte aber auch sonst seit jenem ereignißreichen Abend kein einziges Wort zu Rudolf gesprochen, er hatte ihm sogar, wenn er von ihm angeredet wurde, keine Antwort ertheilt, hatte ihn keines Blickes gewürdigt; und dies war sicherlich nicht wohl=

gethan. Rudolf hätte sich mit seinem pflichtgemäßen „Guten Morgen, Papa" und „Gute Nacht, Papa" eben so gut an den alten in Sandstein gemeißelten Flußgott wenden können, der in der Grotte droben im Park aus einer Urne von der Größe eines Oxhofts sein bischen Quellwasser ganz langsam tröpfeln ließ. Darum wurde denn auch das „Guten Morgen, Papa" und „Gute Nacht, Papa" in immer weniger ehrerbietigem Tone gesprochen, später nur kurz und mürrisch hervorgestoßen, endlich durch eine Art stummer Verbeugung ersetzt, die mit den ruckweisen Bewegungen zu vergleichen war, die man von Recruten auf das Kommandowort eines Unterofficiers machen sieht.

Man kann hieraus auf die Gefühle schließen, die zwischen Vater und Sohn obwalteten. Hätte man sie mittelst des Thermometers bemessen können, so würde man einen schaurigen Kältegrad beobachtet haben. Nur Wenige achteten darauf, am sorgsamsten und mit wahrer Seelenqual that es die Baronin. Schon längst hatte sie vorausgesehen, was jetzt eingetreten war, und eine bange Ahnung sagte ihr, daß die Zukunft noch Schlimmeres bringen werde. Dann aber würde sie nicht mehr im Kreise der Ihrigen weilen, wo ihre Bitten und sanften Ermahnungen doch noch immer, wenn auch freilich in nur geringem Maße, zur Beschwichtigung wild aufbrausender Leidenschaften gedient hatten. Die unglückliche Frau

seufzte aus tiefer Brust und faltete wie in stillem Gebet die abgemagerten kraftlosen Hände, so oft sie Zeuge war, wie schroff und feindselig sich ihr Gatte und ihr Sohn gegenüberstanden, doch sie war ja seit vielen Jahren ans Schweigen gewöhnt, und sie schwieg auch jetzt, ihren geringen Einfluß aufsparend für eine möglicher Weise früher oder später eintretende Katastrophe.

Mit Ausnahme der Baronin schenkte, wie schon gesagt, Niemand den Leiden Rudolf's ein besonderes Interesse, nicht einmal der weichherzige Lucius. Selbst ihn, den einzigen Bruder, hatte sich Rudolf durch sein hochfahrendes und anmaßendes Benehmen entfremdet. Was Gabriele betraf, so schien ihr jugendlicher Anbeter kaum mehr für sie zu existiren; sie that ihm nicht einmal die Ehre an, ihn mit Unwillen oder Kälte zu behandeln — sie übersah ihn ganz einfach. Er suchte nun ebenfalls eine vollkommene Gleichgültigkeit zu erheucheln, doch es gelang ihm nicht, und die knabenhafte Erregtheit und Unbeholfenheit in seinem Benehmen hätte zum Lachen reizen müssen, wenn sich nicht eine Leidenschaftlichkeit darin verrathen hätte, die, falls sie mit den Jahren an trotziger, unbezähmbarer Energie noch zunahm, in ihren Aeußerungen furchtbar zu werden drohte.

Georg gegenüber stimmte Rudolf den Ton offener, unversöhnlicher Feindschaft an.

„Du bist an allen Kränkungen Schuld gewesen, die

mir seit Kurzem widerfahren sind," sagte er mit verbissenem Grimm zu dem Vetter, „namentlich aber warst Du es, magst Du das Gegentheil auch noch so feierlich betheuern, an der letzten und schwersten. Darum hasse ich Dich aus tiefster Seele, und ich werde mich an Dir rächen, sobald sich die Gelegenheit dazu bietet; sei dessen gewiß!"

Georg beantwortete, nachdem er vergeblich alle Mittel erschöpft hatte, seinen ergrimmten Vetter zur Raison zu bringen, dergleichen Anklagen und Drohungen nur mit einem mitleidigen Achselzucken. Und weil er schwieg, so schwieg zuletzt auch Rudolf, und Beide glichen in ihrem Verkehr mit einander zwei jungen Trappisten, die soeben das Gelübde abgelegt. Das war für Georg höchst langweilig, bei dem gemeinschaftlichen Unterricht auch äußerst störend, doch unser junger Freund tröstete sich leicht mit der Hoffnung, daß, was ohne sein Zuthun ins Leben getreten sei, auch dereinst ohne sein Zuthun wieder aufhören werde.

Eines Vormittags wurde Rudolf durch einen Bedienten zu seinem Vater auf dessen Zimmer beschieden. Der Baron saß vor einem großen mit Papieren bedeckten Tisch und schrieb mit allem Eifer. Rudolf befand sich schon seit mehreren Minuten da, ohne daß es dem gestrengen Herrn Papa beliebte, von ihm Notiz zu nehmen.

„Ah — Du bist's," warf er nur, nachdem er sich

schnell nach ihm umgesehen hatte, nachlässig hin und schrieb dann weiter.

Endlich legte er die Feder weg, machte mit dem auf Rollen ruhenden Stuhl eine plötzliche Schwenkung und richtete auf den Sohn einen ernsten, düsteren Blick.

„Es wird Dir nicht unangenehm sein, zu erfahren, daß ich beschlossen habe, Dich schon jetzt, statt wie es ursprünglich mein Plan war, erst im Herbst nach der Residenz zu schicken,“ begann der Baron in trockenem Tone.

Rudolf biß sich auf die Lippe und machte schweigend eine Verbeugung von der oben beschriebenen Art.

„Meine Beweggründe brauchst Du nicht zu kennen,“ fuhr der Baron fort, „genug, daß ich es so für gut und richtig erachtet habe, und auch Deine Mutter damit einverstanden ist. Ich habe in Betreff Deiner an meinen in der Residenz wohnenden Vetter, den Herrn von Hemmingsdorff geschrieben; er wird die Güte haben, Dich in seine Obhut zu nehmen, bis Du die Universität beziehen kannst. Du wirst in seinem Hause wohnen. Er hat, wie Du weißt, zwei Söhne. Es sind sehr wohlerzogene junge Menschen, die Du Dir bei Deinem Eintritt in die Welt zum Muster nehmen dürftest. Der Jüngere ist in Deinem Alter; auch er bereitet sich auf die Universität vor, und Ihr werdet gemeinschaftlich Eure Studien machen. Für eine angemessene Equipirung werde ich Sorge tragen,

und hinsichtlich Deines Taschengeldes wirst Du so gestellt sein, wie es sich für den künftigen Herrn der Baronie Rietenau ziemt."

Der bittere Hohn, mit welchem der Baron die letzten Worte betonte, trieb Rudolf das Blut in die Wangen. Er erinnerte sich augenblicklich der Gelegenheit, bei welcher er Gabrielen gegenüber auf seine künftige glänzende Stellung angespielt hatte. Was sein Vater soeben geäußert, war nicht ohne Beziehung gesagt worden, das begriff er wohl; es lag auf der Hand: Gabriele hatte Alles dem Vater hinterbracht, hatte sich über ihn lustig gemacht. Die Galle schwoll ihm bei dem Gedanken, und es kostete ihm Ueberwindung, an sich zu halten.

Der schlaue und boshafte Baron sah mit heimlicher Freude, daß der Stich getroffen habe.

„Meine Anordnung wird sich doch hoffentlich Deines Beifalls erfreuen," sagte er kurz und scharf, als Rudolf keine Miene machte, sein Schweigen zu brechen. „Warum antwortest Du nicht?"

„Da ich Deinen Worten gemäß annehmen darf," begann Rudolf, indem er trotzig den Kopf aufwarf, „da ich annehmen darf, im Hause des Herrn von Hemmingsdorff in einer dem Erben von Rietenau gebührenden Weise behandelt zu werden, was seit einiger Zeit im Hause meines Vaters kaum mehr der Fall war . . ."

„Knabe!“ unterbrach ihn der Baron und sprang mit einer heftigen Geberde von seinem Sitz auf.

„Ich bin kein Knabe mehr, vergiß das nicht wieder, Vater!“ rief Rudolf erbleichend, doch ohne vor dem zornig auf ihn zuschreitenden Baron zurückzuweichen.

„Soll das eine Drohung sein?“ schrie der Baron, vor Wuth zitternd.

„Nein, eine Bitte ist's, ein berechtigtes Verlangen,“ entgegnete Rudolf mit unerschütterlicher Festigkeit.

„Und wenn es mir nun gefiele, Dein Verlangen unbeachtet zu lassen, frecher und ungerathener Bube?“ rief der Baron, indem er nach einem auf dem Tische liegenden langen und schweren Lineal griff.

„Thu es nicht!“ zischte Rudolf zwischen den fest zusammengepreßten Zähnen hervor.

Schon hatte der Baron in blinder Wuth die Hand mit dem Lineal erhoben, schon machte der aufs Aeußerste gereizte und zum Aeußersten entschlossene Rudolf eine Bewegung, wie um dem ergrimmten Vater Widerstand zu leisten, und sicherlich wäre nun ein Auftritt erfolgt, wie er unheilvoller nicht gedacht werden kann, wenn nicht glücklicher Weise durch das Hinzukommen der Baronin eine plötzliche Wendung zum Besseren eingetreten wäre.

„Um des Heilands willen haltet ein!“ rief die kranke Frau, indem sie hastig und ganz außer Athem ins Zimmer stürzte und bis zu den Beiden vorschritt. Sie war

entsetzlich blaß, sie preßte die Hände gegen die keuchende Brust und wankte hin und her, als vermöge sie kaum, sich auf den Füßen zu halten. Rudolf schlang seinen Arm um ihre Taille, und sie sank schwer an seine Brust.

„Haltet Frieden," hauchte sie mühsam hervor, „oder bei Gott, Ihr tödtet mich!"

Rudolf führte seine Mutter zu einem Sopha, und sie erholte sich ein wenig, nachdem sie darauf Platz genommen.

„Ich weiß nicht, was zwischen Euch vorgefallen ist," begann sie nach einer Pause wieder, „doch sei es, was es wolle, es geziemt dem Sohne nicht, eine solch trotzige Miene gegen den Vater anzunehmen, wie Du es soeben thatest, Rudolf. Gilt Dir die dringende Ermahnung einer Mutter etwas, die fast schon dieser Welt entrückt ist, so versöhne Deinen Vater durch eine reumüthige Abbitte."

Rudolf war im Begriff, seiner Mutter zu antworten, daß er ihren Wunsch nicht erfüllen könne, da er sich keines Vergehens schuldig gemacht habe; doch er sah in ihre flehentlich zu ihm erhobenen Augen, er dachte daran, daß er sich nun bald von ihr trennen solle, um sie vielleicht nie im Leben wiederzusehen, und sein hartes Herz schmolz.

„Verzeihe mir, Vater, ich sehe mein Unrecht ein und bereue es," sprach er mit fester, klarer Stimme.

„Und Du, lieber Mann, vergib ihm," bat die Baronin in weichem, überredendem Tone.

„Das Ganze ist kaum der Rede werth," brummte der Baron etwas kleinlaut in den Bart, „und wenn es Dich beruhigen kann, Agnes — ich will nicht mehr daran denken."

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

Sobald sich die Thür hinter dem Baron geschlossen hatte, warf sich Rudolf vor seiner Mutter auf die Kniee und sah mit thränenfeuchten Augen zu ihr empor.

„Du wolltest, daß ich den Vater um Verzeihung bitte, und ich that es, obgleich ich mir eines Unrechts gegen ihn nicht bewußt bin," sagte er. „Dich dagegen, Du liebe, gute Mutter, habe ich immer und immer wieder durch mein heftiges, ungestümes Wesen betrübt; es fällt mir nun, da ich mich von Dir trennen soll, schwer aufs Herz, und voll inniger, aufrichtiger Reue erflehe ich mir Deine Verzeihung. Gib mir Deinen Segen, Mutter, o gib mir Deinen Segen!" —

„Ach," fuhr er, als sie beide Hände auf sein Haupt legte und sich liebevoll lächelnd zu ihm niederbeugte, mit bewegter Stimme fort, „es hat mich kein Mensch auf Erden lieb, als nur Du allein, und es wird mich auch künftig Niemand so von ganzer Seele lieb haben. Ich bin nun einmal nicht dazu geschaffen, Liebe zu erwecken; überall aber, das weiß ich, werde ich Feinde finden."

„Das glaube nicht, mein Sohn," entgegnete die Baronin, „Du kannst Dir noch viele Herzen gewinnen; möchtest Du sie Dir nur auch zu bewahren wissen. Den schlimmsten Feind aber birgst Du in der eigenen Brust; und wenn es Dir nicht bei Zeiten gelingt, Dir die im Leben so unerläßliche Selbstbeherrschung anzueignen, so wird Dich, ich sehe es mit tiefer Betrübniß voraus — manch schweres Leid treffen. O dürfte ich hoffen, daß die Ermahnung, welche ich Dir in dieser Stunde ertheile, nicht wie die früheren unbeachtet bleiben wird."

„Nein, bei Gott, das soll sie nicht!" schluchzte Rudolf und umschlang mit seinen Armen die schwache hinfällige Gestalt der kranken Mutter.

Sie sprachen noch lange mit einander. Die Baronin wiederholte alle guten Lehren, die sie ihm schon oft, aber immer noch vergeblich ans Herz gelegt hatte, und er gelobte, überwältigt von Rührung, derselben eingedenk zu sein und sie gewissenhaft zu befolgen.

Nach wenigen Tagen schon trat Rudolf seine unfreiwillige Reise nach der Residenz an. Von der Mutter, für welche in seinem Herzen die Zärtlichkeit fast bis zur Leidenschaft sich gesteigert hatte, wurde ihm die Trennung schwer. Unter Thränen wiederholte er seine feierlichen Betheuerungen, ihre letzten Ermahnungen treu im Gedächtniß zu bewahren.

Der Abschied von dem Vater dagegen hatte wenig

des Erbaulichen. Das Beste dabei war die Anweisung auf ein monatlich bei einem Banquier zu erhebendes Taschengeld, welche der Baron seinem Sohn mit einer äußerst sauren Miene in die Hand gleiten ließ, die aber in Anbetracht ihrer recht ansehnlichen Größe den bis jetzt sehr knapp gehaltenen Rudolf angenehm überraschte.

Das Lebewohl, welches sich Rudolf und Gabriele sagten, war äußerlich ein so ruhiges, wie man es sich nur denken kann. Gabriele empfand dabei sicherlich sehr wenig, und Rudolf war stark genug, bei dieser Gelegenheit einen Schein von Gleichgültigkeit zu erzwingen. Was sich in seinem Innern regte — er wußte selber nicht, war es Liebespein oder glühender Haß — es schnürte ihm die Brust zusammen, daß er laut hätte aufschreien mögen in tödtlichem Weh.

Seinen Bruder Lucius umarmte Rudolf beim Abschied, dem Vetter Georg dagegen verweigerte er seine Hand. Und als Georg ihn bat, doch jetzt endlich den völlig unbegründeten Groll fahren zu lassen und seiner oft wiederholten Versicherung zu trauen, daß er weder unmittelbar noch mittelbar ihm jemals eine Kränkung habe zuziehen wollen, entgegnete ihm Rudolf kurz und barsch:

„Wir haben uns hier im Wege gestanden," und

wir werden uns auch künftig überall im Wege stehen; Dein Freund kann ich nimmermehr sein!"

So schied mit heftigen und widerstreitenden Gefühlen Rudolf aus dem Vaterhause. Wenn er wieder dahin zurückkehrt, wird er daselbst Vieles verändert finden. Und er selbst wird verändert sein; ob in gutem, ob in bösem Sinne — die Zukunft wird es lehren.

## Zweites Kapitel.

Zu den wenigen Nachbarn, die durch gelegentliche Besuche einige Abwechslung in das einförmige Leben auf Rietenau brachten, gehörte in der letzten Zeit die Wittwe von Hallern. Sie hatte Jahre lang das Schloß und seine Bewohner gemieden, und zwar in Folge eines ärgerlichen Familienzwistes, von welchem zu reden wir später Gelegenheit finden werden. Der Besuch jedoch, den ihr der Baron nach dem Brande von Eichthal abstattete, so wie die Unterstützung, die er ihr zufließen ließ, boten ihr Anlaß, seiner Gemahlin eine Visite zu machen. Bei dieser Gelegenheit machte sie die Bekanntschaft der Frau von Rentzow, lud diese nach Drage ein, besuchte sie dann öfter und wurde endlich mit ihr sehr intim.

Durch welche Gründe die kluge Wittwe veranlaßt wurde, sich der nicht besonders liebenswürdigen Frau von Rentzow so sehr anzuschließen, kann ich nicht sagen. Möglicherweise sagte ihr eine Ahnung, welch einflußreiche Stellung diese dereinst auf Rietenau einnehmen werde, und sie berechnete vielleicht schon jetzt die großen Vortheile, die ihr

und ihren Kindern aus der neuen Bekanntschaft erwachsen könnten. Und so ließe sich wohl auch die Verzückung erklären, die sie bei jeder Gelegenheit, namentlich aber wenn der Baron zugegen war, über Gabrielens Schönheit und bezaubernden Liebreiz an den Tag legte.

Frau von Rentzow ihrerseits mochte dagegen in Erwägung gezogen haben, daß wenn Umstände eintreten sollten, unter welchen ihr und ihrer Tochter Aufenthalt auf Rietenau aus Rücksichten der Schicklichkeit nicht länger statthaft, der unausgesetzte Verkehr mit dem Baron jedoch in erhöhtem Maße wünschenswerth sein möchte, sie bei ihrer neuen Freundin auf Drage eine gastfreie Aufnahme finden dürfte.

Sei dem wie ihm wolle, die beiden Frauen wurden immer vertrauter mit einander, und fast kein Tag verging, ohne daß Eine der Anderen einen Besuch abgestattet hätte.

Gegen die Baronin benahm sich die Wittwe mit all der Rücksicht, auf welche eine ältere Dame und nahe Verwandte Anspruch machen konnte; doch es blieb auch bei der bloßen glatten, gefälligen Form, und nach einer wirklichen gegenseitigen Zuneigung hätte man hier vergeblich gesucht.

Die Baronin ihrerseits empfand sogar gegen die junge Wittwe eine Abneigung, die ganz zu verbergen ihr oft schwer wurde. Die oben erwähnten Zwistigkeiten, bei

welchen sich auch die Wittwe in früheren Jahren mit großer Leidenschaftlichkeit betheiligt hatte, diese Zwistigkeiten und die endlosen Verdrießlichkeiten, die für die Baronin, weil sie immer die Friedenstifterin machen wollte, daraus entstanden waren, hatte sie trotz aller ihrer Sanftmuth nicht vergessen können, und wäre es nicht gewesen, daß sie schon längst auf jede Aeußerung des eigenen Willens ganz und gar verzichtet hätte, so würde sie sich wohl am Ende die häufigen Besuche ihrer früheren Widersacherin verbeten haben.

Es konnte natürlich nicht fehlen, daß Georg hin und wieder mit seiner Stiefmutter zusammentraf. Sie schien an die stattgehabten heftigen Auftritte gar nicht mehr zu denken und war in ihrem Benehmen gegen ihn so freundlich wie nie zuvor. Er ließ sich indeß durch ihr gleißnerisches Wesen nicht täuschen. Fing er dann und wann nur einen verstohlen ihn beobachtenden Blick ihrer schwarzen Augen auf, so enthüllte ihm dieser eine Blick, und war er auch von so kurzer Dauer wie der niederzuckende Blitz, die ganze Heuchelei ihres Wesens; er wußte sich von ihr gehaßt, bitter und unversöhnlich gehaßt, und er war auf seiner Hut.

Ihre Kinder nahm Frau von Hallern nie mit aufs Schloß, dagegen wohl ab und zu Adeline, „weil sie dem lieben Mädchen das Vergnügen nicht versagen mochte, recht oft ihren guten Bruder zu sehen,“ wie die vortreff-

liche Stiefmutter in süßem Flüsterton dem Baron und der Baronin zu verstehen gab.

Georg benutzte jede ihm so gebotene Gelegenheit, um seine Schwester über ihre Lage auszuforschen. Sie sagte ihm nur wenig, und doch war er überzeugt, daß sie ihm geflissentlich nichts vorenthalte. Von vielen der kleinen und großen Dienstleistungen, die ihr früher oblagen, und über die sich Georg so heftig geärgert hatte, weil er darin eine Herabwürdigung Adelinens sah, war sie nunmehr befreit worden, und über Scheltworte, über thätliche Mißhandlung gar, hatte sie sich nicht mehr zu beschweren. Aber freilich, es gibt andere Dinge, die tiefer schmerzen als Scheltworte und selbst thätliche Mißhandlung, die aber doch zur Klage keinen Anlaß bieten, ja mit Worten kaum zu benennen sind.

Kennt Ihr jenes geringschätzende Nasenrümpfen, als sei das Gefühl für Anstand und Schicklichkeit aufs Empfindlichste verletzt worden? Jene gen Himmel erhobenen Blicke, als werde Gott zum Zeugen genommen, daß es hier einer fast übermenschlichen Geduld bedürfe? Jene Miene nachsichtiger Bemitleidung, wie kluge Leute sie der Dummheit und Albernheit zu Theil werden lassen? Jenes fragende Umsichschauen, als suche man Jemand, der im Stande sei, das aufgegebene Räthsel zu deuten? Jenes Seufzen, das deutlich sagt: Es ist hart, so etwas mit ansehen und anhören zu müssen und nichts daran ändern

zu können? Jenes gänzliche Ueberhören einer geäußerten Ansicht und jene unmittelbar darauf folgende Darlegung der diametral entgegengesetzten mit einer Sicherheit in Miene und Betonung, die unverkennbar zu verstehen gibt: Wer dieser meiner Behauptung widersprechen wollte, müßte entweder seine Ueberzeugung absichtlich verläugnen, oder des gesunden Menschenverstandes und aller Moral entbehren?

Kennt Ihr diese und ähnliche Quälereien nicht, meine lieben Leser, so dürft Ihr von Glück sagen; kennt Ihr sie aber, so werdet Ihr mir einräumen, daß sie die Geduld des Geduldigsten erschöpfen. Der davon Heimgesuchte wird so oft gezwungen, sich selbst die Frage vorzulegen, ob er denn etwas so überaus Dummes oder Unschickliches oder Gottloses geäußert oder gethan habe, daß er zuletzt, namentlich wenn er ohnehin etwas schüchterner Natur ist, an sich selbst irre werden muß. Er fühlt sich bei jedem Wort, das er spricht, und in jeder seiner Bewegungen beengt und gehindert, er kann den begonnenen Satz nicht vollenden, er zieht die schon ausgestreckte Hand scheu und ungeschickt wieder zurück, er begeht dadurch wirklich Verstöße, die ihm die Schamröthe in die Wangen treiben, und er entschließt sich endlich, gar nicht mehr den Mund zum Sprechen zu öffnen und sich in sich selbst zu verkriechen wie die Schnecke in ihr Gehäuse.

So erging es Adelinen. Georg sah deutlich, daß

sie sich jetzt noch unglücklicher fühle als früher; er erkannte aber zugleich mit unsäglicher Bitterkeit, daß ihr weniger denn je zu helfen sei.

Hinsichtlich seiner eigenen Verhältnisse konnte er ihr auch nicht viel Tröstliches mittheilen. Sein Loos war dem ihrigen so ziemlich gleich; auch er hatte eigentlich über nichts zu klagen, was sich in klaren Worten als Kränkung, Zurücksetzung oder Beleidigung bezeichnen ließ, und doch lastete ein Druck auf ihm, der mit jedem Tage schwerer wurde. Noch vor kurzem hatte er es als etwas ganz Natürliches betrachtet, daß seine reichen Verwandten die Sorge für ihn übernähmen, bis er in der Lage sein würde, sich selber fortzuhelfen, ja er hatte darin nur die Erfüllung einer ihnen obliegenden unabweisbaren Pflicht gesehen, Etwas, das zu fordern er ein Recht habe und dessen Annahme ihn also unmöglich demüthigen könne. Jetzt aber — namentlich seit der Verfeindung mit seinem Vetter Rudolf — kamen ihm Stunden, in welchen er sich im Hause seines Oheims fremd und in hohem Grade unbehaglich fühlte, und in solchen Stunden mußte er immer wieder an die Aeußerung Goßner's denken, daß eine Zeit kommen könnte, da er über die Beziehungen zu nahen Verwandten weniger günstig urtheilen würde.

Die Wittwe von Hallern hatte wieder einmal auf dem Schloß einen Besuch gemacht. In einer Chaise, die ihrem Schwager gehörte und von zwei jungen, feurigen Rappen gezogen wurde, war sie von Drage herübergekommen. Als sie Nachmittags nach Hause zurückkehren wollte, äußerte Frau von Rentzow Lust, sie eine Strecke weit zu begleiten, und die beiden Damen ließen die Chaise bis zu einem gewissen Punkt vorausfahren, nach welchem sie sich zu Fuß, jedoch auf einem kürzeren Wege, der durch den Park führte, begeben wollten. Von dort aus wollte dann Frau von Rentzow allein zurückgehen.

Der Kutscher empfing den hierauf bezüglichen Befehl und richtete sich genau darnach. Er musterte aber, ehe er vom Schloß wegfuhr, wiederholt den Horizont und machte dabei eine gar bedenkliche Miene.

Hätten die beiden Damen gleichfalls den Himmel betrachtet, und wären sie eben so gut in der Meteorologie bewandert gewesen, wie es Johann war, so hätten sie ohne Zweifel ihren Plan wieder geändert, denn alle Anzeichen deuteten auf den nahen Ausbruch eines Gewitters.

Sie achteten aber nicht auf Wetterzeichen, sondern vertieften sich, während sie langsam durch den Park schritten, immer mehr in ein vertrauliches Gespräch. Und als sie am anderen Ende des Parkes das große eiserne Gitterthor erreicht hatten, kehrten sie wieder um, weil sie sich noch tausend Dinge zu sagen hatten. Sie kehrten auch noch

ein zweites und drittes Mal um, und so war eine geraume Zeit verflossen, ehe sie endlich das Thor öffneten und auf die Chaussée hinausgingen, welche in schnurgerader Richtung auf den Park zuführte, vor dem Thore jedoch einen rechten Winkel machte und in der neuen Richtung längs der Parkmauer hinlief. Auf dieser Chaussée hatten sie noch eine kurze Strecke zurückzulegen, bis sie den Kreuzweg und ein an demselben gelegenes Häuschen erreichten, wo der Wagen der Frau von Hallern hielt.

Kaum aber hatten die beiden Damen das schwere Parkthor hinter sich geschlossen, als ein heftiger Wirbelwind über die Chaussée fuhr und Alles ringsumher in eine dichte Staubwolke hüllte. In der Ferne rollte der Donner, und es fielen einzelne Regentropfen.

„Gehen Sie zurück, liebe Frau von Rentzow, und lassen Sie mich allein meinen Wagen suchen," bat Frau von Hallern.

„Nein, ich begleite Sie noch weiter," entgegnete Frau von Rentzow, „ich würde das Schloß nicht vor Ausbruch des Gewitters erreichen und will daher in dem nahen Häuschen Schutz suchen. Eilen wir!"

Da aber schlossen plötzlich Beide mit einem Angstschrei die Augen, denn ein blendender Blitz fuhr im Zickzack ganz dicht vor ihnen zur Erde nieder, und ein betäubender Krach folgte ihm unmittelbar. Und als der Donner verhallt war, ließ sich ein anderes, kaum weniger lautes

Getöse vernehmen, das Rollen eines mit rasender Schnelligkeit herannahenden Wagens nämlich.

Es war, wie sich gleich darauf deutlich zeigte, die Chaise der Frau von Hallern. Wahrscheinlich hatten die Rappen, vom Blitz scheu gemacht, einen Moment, da der vom Bock gestiegene Kutscher nicht auf sie Acht gab, benutzt, um Reißaus zu nehmen. Jetzt stürmten sie, von keinem Lenker gebändigt, in toller Hast den Weg hinunter, Dampf quoll aus ihren Nüstern, und Funken stoben während des wilden, halsbrechenden Rennens unter den Schlägen ihrer Hufe aus den Chausséesteinen hervor.

Ein halsbrechendes Rennen war es in der That, denn Alles ließ befürchten, daß die Thiere in blinder Raserei sich an dem Thore die Köpfe einstoßen würden. Machten sie dagegen noch rechtzeitig die scharfe Biegung, so war es mehr als wahrscheinlich, daß der Wagen umwerfen und am Gitter zersplittern werde.

Jedenfalls konnte hier für die zwei Damen eine nicht geringe Gefahr eintreten, falls es ihnen nicht gelingen sollte, auf dem verhältnißmäßig engen Raume dem ungeregelten Lauf der Pferde auszuweichen. Sie erkannten auch sehr wohl das Mißliche ihrer Lage und thaten instinctartig das Vernünftigste, was zu thun war: sie eilten nämlich die wenigen Schritte bis zum Parkthor zurück, um hinter diesem Schutz zu suchen.

Doch in der übergroßen Eile und Aufregung ver-

mochte Frau von Hallern, die zuerst das Thor erreicht hatte, dieses nicht zu öffnen; sie zerrte und rüttelte daran aus aller Macht, doch vergeblich. Und inzwischen kamen die wie toll heransprengenden Pferde, den rasselnden, bald nach dieser, bald nach jener Seite schwankenden Wagen in einer Wolke von Staub hinter sich her ziehend, mit ungeheurer Schnelligkeit immer näher und näher.

„So öffnen Sie doch um des Himmels willen!“ schrie verzweiflungsvoll Frau von Rentzow.

„Ich kann nicht!“ rief Frau von Hallern unter erneuerten, vergeblichen Anstrengungen, den Drücker zu bewegen.

„Lassen Sie es mich versuchen!“ kreischte Frau von Rentzow in Todesangst.

In diesem kritischen Moment erschien innerhalb des Thores ein Mann, der mit kräftiger Faust dasselbe aufriß. Er packte erst Frau von Hallern, dann ihre Begleiterin am Arm, zog beide schnell herein und warf dann das Thor wieder zu. Es fiel dröhnend ins Schloß, die zwei Frauen waren gerettet. Aber auch um keine Secunde später hätte die Hülfe geleistet werden dürfen, denn gerade jetzt wurde der herangekommene Wagen, da die Pferde mit wilden Sätzen in die neue Richtung einbogen, so gewaltsam gegen das Thor geschleudert, daß die Splitter davonflogen.

Die Aufmerksamkeit der beiden Damen war bis zu

diesem Augenblick so ausschließlich auf das Drohende ihrer Lage gerichtet gewesen, daß sie für die Person ihres Retters kaum einen flüchtigen Blick hatten. Nun erst, nachdem die Gefahr vorüber war, wandten sie sich im Gefühle der Erkenntlichkeit ihm zu und betrachteten ihn genauer. Frau von Hallern, die sich zitternd an einen Baum gelehnt hatte, faßte sich zuerst und äußerte gegen den Mann einige Worte des Dankes, Frau von Rentzow dagegen, die um eine kleine Strecke weiter fortgewankt und dann fast ohnmächtig ins Gras niedergesunken war, starrte ihn schweigend, mit dem Ausdruck der Ueberraschung, des Zweifels und völliger Verwirrung ins Gesicht.

Der Mann seinerseits beantwortete nur mit einer stummen Verbeugung die verbindlichen Worte der Frau von Hallern, worauf er rasch auf Frau von Rentzow zuschritt, sich zu ihr niederbeugte und ihr, indem er sie aufhob, mit scharfer, eindringlicher Betonung ein Wort ins Ohr flüsterte.

Das Wort war: „Verschwiegenheit!“

Derjenige, der es sprach, war Goßner.

Dem der Frau von Rentzow ganz leise zugeflüsterten Worte ließ Goßner mit lauter Stimme die Frage folgen, ob die Dame sich wehe gethan habe. Es glückte ihm hiedurch, seinem Verhalten in den Augen der Frau von Hallern alles Auffällige zu benehmen. Frau von Rentzow dagegen besaß nicht die gleiche Geistesgegenwart, vielmehr

zeugte ihre unzusammenhangende und mühsam hervorgestammelte Antwort von einer Verwirrung, die ihrer aufmerksamen und scharfsichtigen Gefährtin nicht entgehen konnte. Frau von Hallern sah mit Staunen, daß Goßner's Anblick bei ihrer Freundin eine starke Gemüthserschütterung hervorgerufen habe. Ihre Neugierde war erwacht, und sie beschloß, dieselbe wo möglich zu befriedigen.

Als sich daher Goßner unter dem Vorgeben, daß er nach den Pferden und dem zertrümmerten Wagen sehen wolle, eiligst entfernt hatte, und die beiden Damen, um gegen den jetzt hastig niederströmenden Regen Schutz zu suchen, unter das Dach einer Laube getreten waren, begann Frau von Hallern auch sogleich auf ihr Ziel loszusteuern.

„Was in aller Welt wohl den Herrn Goßner hieher geführt haben mag," sagte sie, ihre Freundin verstohlen aber scharf fixirend. „Sahen Sie ihn schon öfter hier?"

„Wer ist Goßner?" fragte ihrerseits Frau von Rentzow.

„Wer Goßner ist, meine Liebe? Ei nun, der Mann, der uns so eben in sehr dankenswerther Weise zu Hülfe kam."

„Der heißt Goßner?"

Diese Worte waren der Frau von Rentzow im Tone völlig ungekünstelten Erstaunens und wie ganz unwillkürlich entschlüpft. Frau von Hallern begann zu zweifeln,

ob ihre Freundin den Mann kenne. Doch sie sagte sich wiederum, daß wenn ihr derselbe unbekannt sei, es auch nicht so sichtbar ihre Verwunderung hätte erregen können, daß er Goßner heiße. Vielleicht war ihr nicht die Person, sondern nur der Name fremd. Sie forschte also weiter.

„Was ist Ihnen an dem Namen Goßner so auffällig, liebe Frau von Rentzow?"

„Nichts — in der That gar nichts; ich glaube, daß es ein sehr häufig vorkommender Name ist. — Doch woher kennen Sie diesen Mann, wenn ich fragen darf?"

„Nun, ich muß ihn wohl kennen, da ich vor kurzem einen Handel mit ihm abgeschlossen habe."

„Einen Handel?"

„Allerdings; er ist es ja eben, der mir Eichthal abkaufte."

„Wie? Dieser Mann, dieser Goßner hat Ihnen Eichthal abgekauft?"

„Ei mein Gott, liebe Freundin, wir haben ja schon oft darüber gesprochen, und Sie meinten, ich dürfe mit dem Kaufpreise wohl zufrieden sein."

„O ja — ich entsinne mich — nur wußte ich nicht — — — daß er, Goßner, mein ich, so reich sei."

„Er ist ohne Zweifel sehr reich. Er will das abgebrannte Haus in großartigem Stil wieder aufbauen und keine Kosten sparen, es zu einem prächtigen Landsitze zu machen. Auch soll er bedeutende Summen zu wohl=

thätigen Zwecken verwenden. Sein Reichthum ist ja deßhalb auch seit einiger Zeit der Gegenstand, um den sich die Gespräche aller Leute drehen. — Sahen Sie ihn noch nie?"

„Nein!"

Frau von Hallern begriff, daß sie für diesmal nicht weiter gehen dürfe. Es folgte eine lange Pause.

„Meinen Sie nicht, daß wir uns jetzt wieder auf den Weg machen könnten?" fragte Frau von Rentzow.

„Der Regen fällt ja noch immer in Strömen," war die Antwort, „indeß, wenn Sie hier nicht länger verweilen wollen — — —"

„Ich sehne mich unbeschreiblich nach Ruhe."

„Sie sehen sehr angegriffen aus, arme Freundin."

„Ich bin es auch wirklich; der Schrecken sitzt mir noch in allen Gliedern."

Wenige Minuten später hatte der Regen fast ganz nachgelassen. Die Damen gingen dem Hause zu, wo Frau von Rentzow die ihr so nothwendige Ruhe suchen, Frau von Hallern dagegen sich von dem Baron einen Wagen erbitten wollte, sie nach Drage hinüberzufahren. Sie waren nicht weit gegangen, als sie mit Lucius zusammentrafen.

„Wohin gehst Du, Lucius?" fragte Frau von Hallern.

„Ich gehe aufs Schloß, Tante."

„Frau von Rentzow, die sehr ermüdet ist, wird sich gewiß gern auf Deinen Arm stützen wollen."

„Ich gehe lieber allein," wehrte Frau von Rentzow ab.

„Alsdann möchte ich Deine Ritterdienste in Anspruch nehmen — so — und nun erzähle mir etwas.“

„Wenn ich nur etwas wüßte, liebe Tante.“

„Sage mir, wenn Du kannst, was Herr Goßner vorhin hier gewollt hat.“

„O darüber kann ich Ihnen glücklicher Weise Auskunft geben, Tante, denn ich war gerade zugegen, als Papa mit dem Verwalter darüber sprach. Goßner will auf der Landzunge bei Roßhag einen Leuchtthurm bauen und das dazu nöthige Stück Land von Papa kaufen.“

„Und Dein Papa geht darauf ein, kann ich mir denken; der Mann zahlt gut.“

„Nein, Tante, Papa hat ihm bedeutet, daß das Bauen eines Leuchtthurms kein Privatunternehmen sei, sondern nur dem Admiralitäts-Collegium zustehe.“

„Ist nicht diese Angelegenheit vor Jahren einmal vom Admiralitäts-Collegium angeregt worden? Ich glaube, so etwas gehört zu haben.“

„Allerdings, Tante, wurde die Sache damals von Seiten der Behörde eifrig betrieben, dann aber wieder aufgegeben; warum, weiß ich nicht.“

„Es hieß, wenn ich nicht irre, daß sich Dein Vater der Expropriation widersetzt habe.“

„Nun freilich sieht er wohl nicht gern das Schalten und Walten einer fremden Autorität innerhalb seines Gebietes, und dazu ist Papa auch noch der Ansicht, daß ein

Leuchtthurm, sollte wirklich einer gebaut werden, auf Falkneß weit günstiger placirt sei, als auf Roßhag."

„Goßner wird seinen Plan nun wohl aufgeben?"

„Im Gegentheil, Tante, er hat, wie Papa sagte, aufs Bestimmteste erklärt, daß er ihm zum Trotz seine Absicht erreichen werde. Er ist in großer Aufregung, fast zornig fortgegangen."

Sie hatten jetzt das Haus erreicht. Frau von Hallern entließ Lucius unter freundlichen Danksagungen für seine Begleitung.

---

## Drittes Kapitel.

Goßner hatte, wie wir aus dem vorigen Kapitel wissen, die beiden Damen, denen er zu Hülfe gekommen war, eiligst verlassen, indem er ihnen sagte, daß er nach den scheugewordenen Pferden und dem zertrümmerten Wagen sehen wolle. Er schlug auch wirklich, als er das Parkthor hinter sich hatte, die Richtung ein, welche die Pferde genommen hatten, und erreichte nach einem raschen und nicht sehr weiten Gange ein dicht vor einem Dorf gelegenes Chausséehäuschen.

Hier standen die Rappen, mit weißem Schaum bedeckt — und am ganzen Leibe zitternd. Man konnte sie jetzt mit einem Finger lenken, und sie schauten so fromm und reuevoll drein, als schämten sie sich all des Unheils, welches sie angerichtet hatten.

Dieses beschränkte sich aber, wie Goßner sogleich wahrnahm, keineswegs auf die Zertrümmerung des Wagens; auch ein Menschenleben hatte noch schließlich ihr Ungestüm in ernstliche Gefahr gebracht.

Das war aber so gekommen: Der Chausséewärter,

der die von keinem Kutscher gelenkten Pferde herankommen sah, hatte schnell in Erwägung gezogen, daß wenn sie in so tollem Lauf durch das Dorf stürmten, in dessen engen und krummen Gassen sich immer eine Menge von Kindern herumtrieb, leicht ein Unglück geschehen könnte. Um dies zu verhüten, ließ er, als die Pferde nur noch eine ganz kurze Strecke von ihm entfernt waren, schnell den Schlagbaum nieder. Er hemmte nun freilich hierdurch den rasenden Lauf der Pferde, doch das Unglück, das er hatte abwenden wollen, wurde gerade dadurch herbeigeführt.

Der Mann, dessen ganze Aufmerksamkeit den Pferden zugewandt war, hatte nämlich nicht gesehen, daß ein junges Mädchen, als jene herangesprengt kamen, aus einem von dichten Hecken eingefaßten Feldweg in die Chaussée einbog. Als nun der schwere Schlagbaum rasselnd niederfiel, sprangen die Thiere so plötzlich und schnell zur Seite, daß ihnen das Mädchen nicht ausweichen konnte; es wurde zu Boden geworfen und gerieth unter den zerbrochenen Wagen.

Nun war aber auch mit einem Male die Raserei der Pferde zu Ende. Sie standen still und ließen es ruhig geschehen, daß der erschrockene Chausséewärter das wie todt daliegende Mädchen unter den Trümmern des Wagens hervorzog. Es hatte nebst anderen weniger erheblichen Verletzungen eine nicht unbedeutende Wunde am

Kopf davongetragen; es blutete stark und hatte das Bewußtsein verloren.

Der Chausséewärter war in peinlicher Verlegenheit, was er mit dem Mädchen anfangen solle. Er wußte mit Ohnmächtigen und Verwundeten nicht umzugehen, und außer ihm war Niemand da. Auch glaubte er nicht seinen Posten verlassen zu dürfen, um Hülfe herbeizurufen. Da sah er zu seinem nicht geringen Trost einen Mann eiligen Schrittes die Chaussée herunterkommen. Dieser Mann war Goßner.

Die Verwundete wurde nun in das Häuschen gebracht, und Goßner that rasch und mit großer Umsicht, was die Umstände erheischten und die vorhandenen spärlichen Hülfsmittel zu thun gestatteten. Indeß gelang es ihm nicht, das Mädchen wieder zum Bewußtsein zu bringen, was ihn, obwohl ihre Verletzungen durchaus nicht gefährlicher Art zu sein schienen, in hohem Grade beunruhigte, den Chausséewärter aber mit Grauen und Entsetzen erfüllte.

„Sie wird sterben," jammerte der völlig verblüffte Mann, „und mich unglücklichen Menschen wird man anklagen, an ihrem Tode Schuld zu sein, weil ich die verwünschten Pferde nicht laufen ließ — gewiß, sie wird sterben. Käme doch noch Jemand herbei, daß wir sie von hier fortschaffen, oder einen Arzt holen könnten — o käme doch noch Jemand her!"

So redend lief er in größter Aufregung im Zimmer

herum und rang die Hände und schaute alle Augenblicke durchs Fenster auf den Weg hinaus, ob denn Niemand komme.

„Gott sei Dank!“ rief er plötzlich, „da ist endlich Einer, der uns helfen kann!“

Er stürzte aus dem Hause, kam aber sogleich in großer Eile mit dem Erspähten wieder. Es war dies Georg, der auf einem Spaziergang von dem Gewitter überrascht worden war und nach dem Schloß zurückgehen wollte.

Eine unbeschreibliche Bestürzung und Bekümmerniß drückte sich in Georg's Zügen aus, als er in das enge und ärmliche Zimmer trat. Er schritt, ohne Goßner die mindeste Beachtung zu schenken, schnell auf das Bett zu, auf welchem die Ohnmächtige lag, und sah ihr forschend in das todtenbleiche Gesicht.

„Pauline,“ sagte er, indem er sich über das junge Mädchen beugte, in zärtlichem, bewegtem Tone, „Pauline, hörst Du mich nicht?“

Da zeigten sich in den Gesichtsmuskeln des Mädchens leichte Zuckungen, und sie schlug, indem tiefe Athemzüge ihren Busen hoben, langsam die Augen auf.

„Georg,“ sprach sie mit leiser, matter Stimme, und ein Lächeln flog über ihr Antlitz. „Gott sei Dank, daß Du da bist. — Was ist mit mir geschehen, und wo bin ich?“

Während Pauline wieder vollkommen zum Bewußtsein gelangt und sich des Vorgefallenen erinnert, und während Georg ihr in herzlichen Worten Trost zuspricht, wollen wir, lieber Leser, uns das junge Mädchen, das in der Folge eine wichtige Rolle in unsrer Erzählung spielen wird, etwas genauer betrachten.

Sie mochte erst fünfzehn Jahre zählen und gehörte, wie sich aus ihrer einfachen aber äußerst netten und kleidsamen Tracht schließen ließ, dem Bürgerstande an. Schon vorhin, als ihre Augen geschlossen waren, und die starre Ruhe der Ohnmacht auf ihrem blassen Antlitz lag, fiel die Symmetrie und Feinheit ihrer Formen auf. Jetzt aber, da ihre geöffneten blauen Augen ein sanftes Lächeln ausstrahlten, da eine frische Röthe wieder in ihre Wangen zurückkehrte, und sich ihre Züge im glücklichen Bewußtsein belebten, einer furchtbaren Gefahr entronnen zu sein, jetzt hätte sicherlich jeder noch so strenge Beurtheiler weiblicher Reize zugeben müssen, daß man unmöglich ein hübscheres und anmuthigeres Wesen sehen konnte, als es Pauline war.

Auch Goßner — von Georg wollen wir hier gar nicht reden — schien sich dies zu sagen, denn sein düsteres Gesicht klärte sich auf und zeigte einen Ausdruck von warmer Theilnahme, als er das junge Mädchen betrachtete; ja ein Lächeln, ein wunderbar wehmüthiges und wohlwollendes Lächeln zuckte eine Secunde lang um seine fest zusammengepreßten Lippen, als er das Interesse

bemerkte, welches sie und Georg in so offenkundiger Weise an einander nahmen.

Es wurde nun berathen, was zunächst für die Verwundete gethan werden müsse. Sie selbst wünschte, so bald wie möglich nach Hause gebracht zu werden, und da ihre Verletzung keinen Grund bot, ihr die Bitte abzuschlagen, entschied man sich dahin, daß Georg aus dem nahen Dorf einen Wagen holen und Pauline nach der Waldkathe, ihres Vaters Wohnung, bringen, Goßner aber nach Uggermünde hinübergehen solle, den Arzt, Doctor Klinge, dorthin zu bescheiden.

Eine halbe Stunde später hielt auch schon vor dem Häuschen ein Wagen, mit Matratzen und Kissen zur Aufnahme der Verwundeten versehen. Diese wurde von Georg und dem Chausséewärter — Goßner hatte sich schon nach Uggermünde auf den Weg gemacht — hinaufgehoben, und der Wagen setzte sich dann langsam in Bewegung.

Zu gleicher Zeit wurden die Rappen, die Urheber all des Unheils, von dem mittlerweile angelangten Kutscher des Herrn von Hallern-Drage nach einer eben nicht freundlichen Begrüßung fortgeführt. Die zertrümmerte Chaise blieb im Verwahrsam des Chausséewärters.

Die Waldkathe, wohin sich Georg mit seiner jungen Freundin Pauline jetzt begab, war ein kleines, etwas baufälliges, fast ärmlich aussehendes Häuschen. Ein hübsch gehaltener Garten jedoch und eine Veranda vor der Thür mit Schlingpflanzen, die sich auf das Dach hinaufrankten und mit ihren frischgrünen Blättern und duftenden Blumen manche schadhafte Stelle verdeckten, lieh dem Häuschen ein eigenthümlich ansprechendes Gepräge von Wohnlichkeit und Behaglichkeit, und wenn hin und wieder durch Zufall ein Wanderer des Weges kam, so blieb er sicherlich stehen, um sich das kleine Haus genauer zu betrachten. Es mochte ihm dann wohl der Gedanke kommen, daß es sich mit einem geliebten Wesen gerade hier gewiß recht vergnüglich und glücklich leben ließe. Und war der Wanderer ein Freund der Natur, so verweilte er wohl noch einige Augenblicke länger an dem Ort, um auch der nächsten Umgebung der Waldkathe seine Aufmerksamkeit zu schenken; denn ein landschaftliches Bild von größerer Lieblichkeit konnte man in der That nirgends finden. Das kleine zum Hause gehörende Grundstück — es war außer dem Garten nur ein Kartoffel- und Rübenfeld, so wie ein Weideplatz für eine Kuh — war von drei Seiten von einem herrlichen Walde eingeschlossen, wogegen nach der vierten Seite hin eine wundervolle Aussicht weit ins Land hinein sich eröffnete.

Die Waldkathe gehörte dem Baron von Werthheim.

Sie hatte früher einem Forstbeamten zur Wohnung gedient, stand später, als diesem ein größeres Haus gebaut worden war, lange Zeit unbewohnt und verfiel immer mehr, wurde aber dann von dem Baron mit nicht gar zu großem Kostenaufwande ausgebessert und Paulinens Vater, einem ehemaligen Advocaten Namens Birkhold zur lebenslänglichen Benutzung unentgeltlich übergeben.

Wie es wohl gekommen sein mochte, daß jenem Birkhold von dem sonst so knauserigen Baron eine solch unerhörte Wohlthat zu Theil wurde, darüber hatte man seiner Zeit in der Gegend viel gesprochen. Was man mit Bestimmtheit wußte, war sehr wenig, um so weiter aber war das Feld der Vermuthungen.

Was man wußte, war Folgendes: Birkhold hatte in früheren Jahren als Advocat für den Baron mehrere wichtige Processe zu führen gehabt und jedesmal das in ihn gesetzte Vertrauen gerechtfertigt, indem er die Sache in glücklichster Weise zu Ende führte. Er hatte sich auch sonst als ein tüchtiger Geschäftsmann vielfach bewährt und wäre dabei reich geworden, wenn er es nur verstanden hätte, das sauer Erworbene zusammenzuhalten. Er gab aber Alles, was er verdiente, sorglos wieder aus und brachte es nur zu einer mäßigen Wohlhabenheit. Später befiel ihn in Folge einer langwierigen Krankheit eine Schwäche, die ihm das anhaltende und anstrengende Arbeiten zur Unmöglichkeit machte, er verarmte und wäre

wohl schließlich dem äußersten Elend preisgegeben gewesen, wenn sich nicht der Baron seiner angenommen hätte — aus Erkenntlichkeit, wie er sagte, für die ihm früher geleisteten wichtigen Dienste.

Was man vermuthete war, daß eben diese Dienste von einer Art gewesen, daß sie dem Baron Verbindlichkeiten auferlegt hätten, wie sie unter gewöhnlichen Umständen dem Clienten seinem Anwalt gegenüber nicht obliegen. Namentlich sollten in einem Rechtsstreit, in welchem der Baron mit seinem Vetter, dem Herrn von Hallern-Drage verwickelt gewesen, gewisse Kunstgriffe angewandt worden sein, die außerhalb der gewöhnlichen Praxis liegen, ohne welche aber der Baron, der sich im Unrecht befand, ganz unzweifelhaft den Kürzeren gezogen hätte.

Worin jedoch jene Kunstgriffe bestanden, darüber wurde auch nicht einmal eine Vermuthung laut, allein — dies wußte man wiederum — der Herr von Hallern-Drage, jener Mann mit der kindlich harmlosen Seele, der gegen alle andere Menschen so überaus nachsichtig und wohlwollend gesinnt war, haßte und verabscheute den ehemaligen Advocaten von ganzem Herzen; und dieser exceptionelle Haß einerseits, so wie die exceptionelle Wohlthat des Barons anderseits waren in den Augen vieler Leute zwei gleich bemerkenswerthe Wahrzeichen, die sich schlechterdings nur durch die Annahme deuten ließen, daß zum

Vortheil des Barons an dem Herrn von Hallern-Drage ein Betrug verübt worden sei.

Unter den Bauern und Dörflern der Gegend waren übrigens auch Solche, die von jenem Betruge nichts wissen wollten. Sie betheuerten, daß bei dem fraglichen Proceß Alles mit rechten Dingen zugegangen sei, wie denn überhaupt Birkhold immer nur streng gewissenhaft und uneigennützig gehandelt habe, wovon ja gerade seine jetzige Armuth Zeugniß ablege. Daß Birkhold in mancher Beziehung nicht mehr der Mann sei, der er gewesen, daß er sich von lächerlichen Schrullen beherrschen lasse, wie z. B. von seiner Leidenschaft für Gräser und Kräuter, die kaum zum Futter für Ziegen gut genug wären, das freilich räumten auch sie willig ein, doch spreche das, meinten sie, ja eigentlich auch zu seinen Gunsten, da, wie jeder Menschenkenner wisse, ein Mann, der ein böses Gewissen habe, an solch kindischen Beschäftigungen niemals Gefallen finde.

So sprachen Birkhold's Freunde. Sie hielten ihn zwar für einen rechtlichen Mann, doch zugleich für einen solchen, der nicht recht bei Verstande sei.

Warum hielten sie ihn für verrückt? Doch wohl nicht, weil er sich mit Botanik beschäftigte?

Lieber Leser, geh aufs Land zu Bauern und Dörflern, hänge dir eine große Botanisirbüchse über die Schulter, wate durch Torfmoore, über nasse Wiesen und längs schlammiger Gräben, klettre in der Sonnengluth an steilen

Abhängen herum, schabe und kratze an Baumstämmen und Steinen, thue noch mehr dergleichen Dinge, blos um ein winziges Blümchen oder einen Büschel Gras oder ein paar armselige Laubmoose zu erbeuten, äußere dann deine Freude über das Gefundene, als sei dies das seltenste und werthvollste Kleinod — und du wirst sehen, ob dich nicht die guten Landbewohner für närrisch halten.

Sonderbar mag es übrigens auch dir vorkommen, daß der ehemalige Advocat gerade das Studium der Botanik sich zu seiner Lieblingsbeschäftigung erkoren hat. Todte Buchstaben und die lebendige Natur, müssige, bestäubte Acten und frische duftende Blumen, ein Jurist und ein Botaniker — wie reimt sich das zusammen?

Mag sein, daß die Umwandlung eine seltsame zu nennen ist, dennoch hatte sie sich in ganz einfacher und natürlicher Weise vollzogen.

Birkhold war in sehr geschwächtem Gesundheitszustande nach der Waldkathe gekommen; lange Zeit gebrach es ihm an Kraft zu anhaltender Thätigkeit, wonach sich doch sein reger Geist beständig sehnte. Da führte ihn der Zufall mit einem Botaniker zusammen, und er ergriff begierig die Gelegenheit, sich einige oberflächliche Kenntniß der Pflanzen anzueignen. Später wurde das, was Anfangs nur eine bloße Spielerei gewesen, zum ernsten Studium, ja zur Leidenschaft. Doch verläugnete sich auch hiebei Birkhold's praktischer Sinn nicht; er wollte nicht

nur einen Zeitvertreib für müssige Stunden, er sann zugleich darauf, wie er wohl aus seinem neuen Studium eine wenn auch noch so geringe Vermehrung seines spärlichen Einkommens erzielen könnte. Und da er gehört hatte, daß gute Herbarien unschwer Käufer finden und mit ziemlich hohen Preisen bezahlt werden, so forschte er weiter nach, und es gelang ihm, mit mehreren Buchhandlungen in Verbindung zu treten, die den Absatz seiner Waare vermittelten.

So wurde der ehemalige Advocat ein Botaniker, und man wird einräumen, daß hierin nichts liegt, was auf Irrsinn schließen läßt. Anderseits aber darf es nicht in Abrede gestellt werden, daß sein bizarres Wesen bei so schlichten und nüchternen Naturen wie die seiner nächsten Nachbarn den Glauben an eine theilweise Geisteszerrüttung zu erwecken wohl geeignet war. Die schroffen Ansichten, die er über manche Dinge äußerte, seine Zerstreutheit, die oft die lächerlichsten Fehlgriffe herbeiführte, dazu das Drollige in seiner äußeren Erscheinung und die quecksilberartige Unruhe in seinen Bewegungen — dies Alles mußte ihm nothwendig den Spott der Leute zuziehen. Namentlich aber war es die Erziehung, die er seiner Tochter gab, und die übertrieben zärtliche Liebe für sie, die dem Gerede über ihn immer neuen Stoff bot.

In wie fern nun Birkhold in seinem Verhalten gegen die Tochter wirklich die Grenzen des Vernünftigen

überschritt, darüber mag der Leser selber ein Urtheil fällen; es wird ihm dazu Gelegenheit genug geboten werden. Hier sei nur noch beiläufig bemerkt, daß der ehemalige Advocat nicht nur die fixe Idee hegte und offen aussprach, seine Tochter sei zu etwas Großem geboren und werde dereinst den erloschenen Wohlstand seines Hauses in vielfach erhöhtem Maße wieder herstellen, sondern daß er auch diese Ueberzeugung Paulinen aufzudringen suchte und wohl schließlich dahin gelangt wäre, in ihr die überspanntesten Hoffnungen zu erwecken, wenn ihm nicht glücklicher Weise ihre natürliche Bescheidenheit einen kräftigen Damm entgegengestellt hätte.

Georg hatte im Einverständniß mit Paulinen den Wagen an einer von dem Häuschen aus nicht sichtbaren Biegung des Weges halten lassen und war vorausgeeilt, durch schonende Mittheilung des Vorgefallenen ihrem Vater die Erschütterung zu ersparen, die ihr Erscheinen sonst bei ihm hätte hervorrufen müssen. Er traf den kleinen schmächtigen Mann, als dieser soeben mit gefüllter Botanisirbüchse und einem mächtigen Bündel von Kräutern, das er unter dem Rockschoße gegen den noch immer fallenden Regen zu bewahren bemüht war, aus dem Walde kam. Nichts konnte weniger beunruhigend sein als die Weise, in welcher Georg seine Trauerkunde vorbrachte; dennoch verlor Birkhold, sobald er seine abschweifenden Gedanken genugsam gesammelt hatte, um den Sinn der Mittheilung zu fassen,

ganz und gar alle Selbstbeherrschung. Er wurde leichenblaß und starrte wie vor Entsetzen gelähmt mit geisterhaften Blicken ins Leere, während sein Kräuterbündel der schlaffen Hand entglitt und zur Erde niederfiel. Schnell ging dann die Erstarrung in fieberhafte Unruhe über, er packte Georg mit beiden Händen am Arm und rüttelte ihn heftig, indem er mit feiner, kreischender Stimme rief: „Sagen Sie, daß es nicht so ist, schwören Sie mir zu, daß es ganz gewiß nicht so ist!"

„Daß Ihre Tochter eine unbedeutende Verletzung erlitten hat, ist leider wahr, Herr Birkhold, ich kann es nicht widerrufen," entgegnete Georg.

„So meine ich es ja nicht, junger Mann," rief Birkhold unter erneuertem und verstärktem Rütteln, „aber daß es nichts Schlimmes ist, daß durchaus keine Gefahr vorhanden ist, das will ich von Ihnen hören. Sagen Sie mir auf Ehre und Gewissen, daß kein Unglück geschehen ist!"

Georg willfahrte, weil er überzeugt war, damit nicht gegen die Wahrheit zu verstoßen, dem geängstigten Manne, und dieser beruhigte sich nun auch sogleich. Ja, ein triumphirendes Lächeln flog über seine welken, runzeligen Züge, und seine Augen leuchteten vor Freude und Stolz.

„Ich wußte es ja," murmelte er schmunzelnd vor sich hin, „es kann Paulinen nichts Schlimmes zustoßen — es ist unmöglich — denn — oh — oh! — sie ist wahr=

lich nicht dazu bestimmt, von durchgehenden Pferden getödtet zu werden — oh — oh!"

Mit diesen Worten, die für Georg's Ohren nur halb verständlich klangen, lief der kleine Mann unter Zurücklassung seiner Kräuter eiligst der Stelle zu, an welcher nach Georg's Aussage der Wagen hielt.

Wir wollen nicht versuchen, all die zärtlichen Worte zu wiederholen, die den Lippen des alten Herrn entströmten, als er seine Tochter in die Arme schloß. Er hatte sich sofort mit eigenen Augen überzeugt, daß in der That Pauline keine gefährliche Verletzung erlitten habe, und er war von Entzücken hierüber ganz ausgelassen.

„Pah! — es ist nichts — kleiner Puff, einige Beulen und leichte Quetschungen — kaum der Rede werth," jubelte er, „Dir fehlt nichts, mein geliebtes Kind, bist so gesund wie der Vogel in der Luft. Ein Pflaster hier, ein Pflaster da — ein wenig Ruhe — zwei Tage im Bett — Alles wieder in Ordnung! O ich weiß es ja, unmöglich kann Dir etwas Schlimmes begegnen!"

Und Pauline verbiß den Schmerz und stimmte ihm lächelnd bei, daß nur der heftige Schrecken ihr so zugesetzt habe.

Scherzend und plaudernd empfing, nachdem Pauline von Marie, der Magd, zu Bette gebracht worden war, ihr Vater den mittlerweile angekommenen Doctor Klinge

und den ihn begleitenden Goßner, der ihm noch vollkommen unbekannt war.

„Es ist, Gott sei gelobt, nichts, meine Herren," betheuerte er, „und Ihre Kunst, Doctor, wird keine schwere Probe zu bestehen haben. Uebrigens meinen Dank für Ihr Kommen — und auch Ihnen meinen Dank, Herr — Herr — wie war denn nur gleich Ihr werther Name? — ah, richtig Goßner — und Ihnen, lieber Georg — entschuldigen Sie, daß ich Sie aus alter Gewohnheit kurzweg so nenne — empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für die meiner Tochter geleistete Hülfe."

„Nun, was sagen Sie, Doctor?" rief er, als er eine Viertelstunde später mit dem Arzt in Paulinens Schlafzimmer zusammentraf. „Kleine Erschütterung, ein paar Ritzen und Beulen — nichts Erhebliches — he?"

Der Doctor erklärte in seiner kurzen, bündigen Weise, daß allerdings der Zustand Paulinens zu keiner ernstlichen Besorgniß Anlaß gebe, geeignete Pflege und ungestörte Ruhe jedoch unerläßlich nothwendig seien.

„Einige Tage hat das Fräulein das Bett zu hüten, und," fügte er mit einem ironischen Lächeln hinzu, „während weiterer acht bis vierzehn Tage auf das Botanisiren zu verzichten, sonst tritt eine causa justa litigandi ein, wie Ihr Herrn Juristen Eure abscheulichen Streitgründe zu nennen beliebt, und ich werde sie zu benutzen wissen."

„Nur gut," lachte der vormalige Advocat, „daß Sie keine causa apellabilis daraus machen können, da Sie in Sachen Ihrer nichtswürdigen Quacksalberei ja selber die höchste Instanz sind."

„Mit nichten," entgegnete der Arzt, „ich kann und werde mich auch nöthigenfalls an das Sanitäts-Collegium wenden. Also kein Botanisiren während einiger Wochen, ich bitte es mir aus!"

„Apropos vom Botanisiren," sagte Birkhold zu Paulinen, „ich bin heute so glücklich gewesen, mein Kind, auf dem sandigen Abhange oberhalb der Ziegelbrennerei die lange gesuchte Orobanche nudiflora zu finden. Du weißt, vierzehnte Klasse, zweite Ordnung, Lippenblume zu zwölf bis zwanzig in einer schlaffen Aehre — blattloser, schuppiger Schaft — blüht weiß, während die Orobanche ramosa, die auf dem Hanf schmarotzt und die wir — — — —"

„Nennen Sie das, die Botanik bei Seite lassen?" unterbrach ihn der Arzt hitzig. „Sie sehen ja, daß das Kind der Ruhe bedarf und sich nicht mit Ihrer Orobanche befassen kann. Ich muß Sie wirklich bitten, jetzt Ihrer Wege zu gehen, damit ich ungestört mit Marie hier meine Anordnungen treffen kann."

Birkhold verließ zögernd das Zimmer, nachdem er Paulinen zugeflüstert hatte, daß er ihr nachher die Orobanche nudiflora zeigen wolle.

„Wenn ich nur wüßte, wo ich sie in der Eile hingethan habe," sagte er, als er in sein Studirzimmer zurückgekehrt war, für sich, indem er seine Blicke suchend in alle Winkel schweifen ließ und sie zuletzt mit großer Aufmerksamkeit auf die Decke richtete, „ich sehe nirgends das Bündel Kräuter, das ich — hm, ob ich es wohl auf dem Abhange habe liegen lassen — oder — — —"

Er suchte noch eifrig darnach, als der Arzt, Goßner und Georg sich anschickten, das Haus zu verlassen. Der Arzt mußte ihm versprechen, am folgenden Tage wieder nach Paulinen zu sehen, und auch Goßner bat er dringend, ihn recht bald wieder zu besuchen; Georg aber nahm er, nachdem er ihm zum Abschied wiederholt die Hand geschüttelt, bei Seite und flüsterte ihm zu:

„Ich sollte Ihnen eigentlich recht böse sein, junger Herr, denn Sie sind uns in der letzten Zeit abscheulich untreu geworden, worüber sich, im Vertrauen gesagt, Pauline sehr beschwert hat. Wenn Sie sich so gar selten an unsren botanischen Excursionen betheiligten, meinte Pauline, so würden Sie bald Alles wieder vergessen, was wir Ihnen nicht ohne einige Mühe und Geduld eingetrichtert haben, und am Ende, fügte sie hinzu, könnten wir es erleben, daß Sie eine Heckenrose von einem Hutpilze nicht mehr zu unterscheiden wüßten. Gehen Sie in sich, lieber Georg, und geloben Sie Buße und Besserung."

Georg gelobte mit einiger Verlegenheit, aber doch freudigen Herzens, Alles zu thun, was Herr Birkhold und Pauline von ihm verlangen möchten. Er fuhr dann mit dem Doctor von dannen, während sich Goßner zu Fuß auf den Heimweg begab.

---

## Viertes Kapitel.

Aus dem Vorhergehenden haben wir ersehen, daß Georg und Pauline recht gute Freunde waren. Sie waren dies aber vom ersten Beginn ihres Bekanntwerdens an gewesen, welches sich schon vor einer Reihe von Jahren ganz einfach und natürlich gemacht hatte. Die Waldkathe lag nicht weit von Eichthal, die Kinder trafen sich zufällig hier und dort, im Walde, am Bach, am Strande; und sie spielten mit einander. Georg hatte seine Soldaten, Pauline und Adeline ihre Puppen. Kleine Mädchen unterhalten sich ja gern mit Puppen, kleine Knaben gern mit Soldaten; wenn sie groß werden, tritt sehr häufig der umgekehrte Fall ein.

Sie spielten aber nicht immer mit den Soldaten und den Puppen, manchmal war Adeline die gnädige Frau, und Georg und Pauline waren zwei würdige Eheleute, die zu ihr auf Besuch kamen. Und es gelang ihnen vermöge der allen Kindern innewohnenden Nachahmungsgabe erstaunlich gut, jene theilnehmenden Fragen nach

dem Befinden der Frau Generalin und der Frau Geheimeräthin und den lieben Kleinen, so wie die Bemerkungen über schlechte Witterung, theure Zeiten und die Anmaßung und Nachlässigkeit der Dienstboten mit der ganzen Wichtigthuerei vorzubringen, die sie älteren Leuten abgelauscht hatten.

Später änderten sich die Spiele. Pauline war sehr häufig die englische Lady, die das Malheur gehabt hatte, in den Abruzzen von dem grausamen Banditen Malandrino entführt zu werden; und Georg war der verwegene Jüngling, der die Räuber bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel verfolgte und es unbedenklich mit der ganzen Bande aufnahm, um seine Geliebte zu befreien.

Er entwickelte hiebei in der That eine erkleckliche Tapferkeit, und Ratti, der den Malandrino vorstellte, trug hin und wieder mehr Knüffe davon, als der dramatische Effect streng genommen erheischte. Er lief dann, was sich für einen Räuberhauptmann doch schlechterdings nicht geziemte, weinend und heulend nach Hause, um seiner Mama die empfangenen blauen Flecke zu zeigen, während sein überaus kühner Besieger von der englischen Lady den Lohn seiner Heldenthat — ein süßes Lächeln oder wohl gar einen Kuß in Ehren — entgegennahm.

Doch auch dieses Spiel hörte auf, der alte Birkhold lernte den aufgeweckten Knaben Georg kennen und nahm ihn mit auf seine botanischen Excursionen, was sich Georg

um so lieber gefallen ließ, als auch Pauline an denselben Theil nahm. Auch lernte er — wenn der alte Birkhold das Gegentheil behauptete, so war dies nur eine arge Neckerei — mit großer Leichtigkeit die lateinischen Namen der Pflanzen und wußte bald von jeder anzugeben, welcher Classe und welcher Ordnung sie sowohl nach dem System des Linné, als nach dem natürlichen des Jussieu angehöre. Namentlich aber wurde es ihm gar nicht schwer, sich Alles anzueignen, was ihm Pauline aus dem Schatz ihrer Kenntnisse mittheilte, und nebenbei mochte sich denn auch, beiden unbewußt, Manches mit einschleichen, was weder dem Linné'schen noch dem Jussieu'schen System, sondern dem des Cupido entsprang, welches, wie man mir allgemein versichert, das allernatürlichste sein soll.

Eigentlich war es gar nicht meine Absicht, Euch dies Alles zu erzählen, dieweil Ihr nicht gerade Alles zu wissen braucht. Ich wollte Euch vielmehr nur die Gründe angeben, welche seit einiger Zeit Georg veranlaßt hatten, sich von seiner jungen Freundin und ihrem botanisirenden Papa zurückzuziehen. Das ist in wenig Worten gesagt.

Als nach dem Brande auf Eichthal die Wittwe von Hallern zu ihrem Schwager nach Drage gezogen war, und dieser bemerkte, daß Georg und Adeline einen häufigen und vertraulichen Verkehr mit den Bewohnern der Waldkathe unterhielten, ließ er sie zu sich rufen und untersagte es ihnen mit strengen Worten. Und da es

sonst wahrlich nicht in der Art des Herrn von Hallern lag, strenge Worte zu äußern, so waren Georg und Adeline über die bei dieser Gelegenheit vernommenen dermaßen verblüfft, daß es einige Minuten dauerte, ehe sie Fassung genug errungen hatten, um an den Oheim die Frage zu richten, was denn eigentlich der Grund seines Verbotes sei.

Darüber gab indeß der Oheim keine Aufklärung, nur nahmen seine sonst so sanften Züge für einen Moment einen erschrecklich herben Ausdruck an, und er gab kurz und barsch zu verstehen, daß der ehemalige Advocat Birkhold ein schlechter Mensch sei, und in Betreff Paulinens das alte Sprichwort sich bewähren dürfte, daß der Apfel nicht weit vom Stamme falle.

Dies war, Georg's Ansicht nach, eine abscheuliche Aeußerung, und sie schnitt dem guten Jungen tief ins Herz. Allein er war dem Onkel, so lange er unter dessen Dach weilte, Gehorsam schuldig, und er ging also nicht wieder zur Waldkathe.

Später, als er nach Rietenau übersiedelt war, mußte er oft hämische Bemerkungen hören, die sich sein Vetter Rudolf über „die Liebelei mit der Kräutersammlerin“ erlaubte. Georg fertigte den Spötter nach Gebühr ab, zur Waldkathe mochte er jedoch nun um so weniger gehen. Und der Himmel mag wissen, wie lange er sich von dort noch fern gehalten hätte, wäre nicht durch das Scheu-

werden der Pferde das gelockerte Band wieder geknüpft worden, was, beiläufig gesagt, dem Verfasser dieser Geschichte sehr zu Statten gekommen ist.

Der Vetter Rudolf war nun fort, seine Spöttereien konnten Georg's Ohr nicht mehr erreichen, und da die zwischen diesem und seinem Oheim eingetretene Spannung ihn, wie er sich einredete, mancher Rücksichten überhoben, die vor kurzem noch für ihn maßgebend gewesen waren, so beschloß er, der Einladung des alten Birkhold Folge zu leisten und seine Studien des Linné'schen so wie des natürlichen Systems wieder aufzunehmen.

Fast tagtäglich um die Abendstunde konnte man nun Georg mit schnellen Schritten, die deutlich seine Ungeduld verriethen, nach der Waldkathe eilen sehen; und wahrlich, er hätte ein großes Unrecht begangen, wenn er nicht möglichst oft gekommen wäre, denn Paulinens Genesung ging, obgleich sie nur wenige Tage das Bett hatte hüten müssen, nur langsam von Statten, und es war also nicht mehr als höflich, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Das arme Kind wurde auch von langer Weile entsetzlich geplagt, denn der Herr Papa streifte oft mit seiner großen grünen Büchse in den Wäldern umher, um Pflanzen zu sammeln, und er ließ sie dann jedesmal ganze Stunden allein. Einer jungen Dame die lange Weile vertreiben helfen, ist aber doch auch eine Pflicht der Höflichkeit.

Zudem hatte Georg mit seiner jungen Freundin gar

Vieles zu besprechen. Es galt unter Anderem — und dies schien ihm von beträchtlicher Wichtigkeit zu sein — ihr Schmollen über sein langes Wegbleiben zu beschwichtigen. Der gute Junge war nämlich noch zu unerfahren, um in dem Schmollen einer jungen Schönen das untrügliche Zeichen ihrer Gunst zu sehen und sich dadurch geschmeichelt zu fühlen. Er nahm die kleine Coquetterie — eine äußerst unschuldige fürwahr — für puren Ernst und gab sich mit rührender Treuherzigkeit die erdenklichste Mühe, seine begangene Unart zu entschuldigen.

Dies führte denn ganz natürlich auf die Frage, was in aller Welt wohl den sanftmüthigen Herrn von Hallern so sehr gegen Paulinens Vater habe einnehmen können, daß er die Besuche seiner Angehörigen in der Waldkathe schlechterdings nicht gutheißen wollte.

Pauline vermochte hierüber keine Aufklärung zu geben. Sie wußte nur, daß ihr Vater dem Herrn von Hallern-Drage eben so wenig geneigt sei, wie dieser ihm. Ja sie hatte einst gehört, wie ihr Vater gegen einen Nachbar mit großer Heftigkeit geäußert, daß der Herr von Hallern in mehr als einer Hinsicht an krankhaften Einbildungen leide, und, als ihm der Nachbar widersprochen, mit noch größerer Heftigkeit hinzugefügt habe, er wisse recht gut, was er sage, der Herr von Hallern sei ein alter Faselhans.

Ob nun der Nachbar diese Aeußerung weitergetragen, ob sie vielleicht dem Herrn von Hallern zu Ohren ge-

kommen, und in wie fern sie überhaupt geeignet sei, einen von Natur sanftmüthigen Herrn in Harnisch zu bringen, darüber wollte sich Pauline keine Vermuthung erlauben, wogegen sich Georg mit vielem Nachdruck dahin aussprach, daß, die Dienstfertigkeit des Nachbars vorausgesetzt, die Benennung „alter Faselhans" allerdings vollkommen dazu angethan sei, selbst den duldsamsten Mann in Zorn zu bringen. Ein einigermaßen genügender Erklärungsgrund für das Benehmen des Oheims schien hiemit gefunden, und der Gegenstand wurde nicht mehr berührt.

Weit öfter und anhaltender beschäftigten sich die beiden jungen Freunde in ihren Gesprächen mit dem räthselhaften Goßner. Er bot ihnen in der That immer neuen Stoff zur Unterhaltung, wenn freilich auch nicht den anziehendsten. Wir kennen Georg's Widerwillen gegen den unheimlichen Menschen. Auch Pauline empfand in Bezug auf ihn eine lebhafte Antipathie, die zu verbergen ihr nicht immer gelingen wollte. Und doch ließ es sich Goßner offenbar sehr angelegen sein, sich ihre Gunst zu erwerben. Er kam fast täglich, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, und er ermüdete nicht, ihr immer und immer wieder kleine Aufmerksamkeiten zu erzeigen. So brachte er ihr z. B. unterhaltende Bücher und, indem er sich auf ihre Vorliebe für Blumen berief, seltene und kostbare Topfpflanzen, die er von weit her hatte kommen lassen. Pauline las mit Interesse die Bücher und freute

sich über die herrlichen Blumen, doch der finstere und verschlossene Spender dieser Gaben gewann ihr kaum ein freundlich dankendes Lächeln ab.

„Du thust Unrecht, mein Kind,“ schalt, als Goßner sich einst entfernt hatte, der alte Birkhold, indem er in der Zerstreutheit statt einer Blume die Brille in die Pflanzenpresse legte, „Du thust Unrecht, gegen diesen Mann so kurz angebunden zu sein. Er ist durchaus kein roher Matrose, wie wir Anfangs annahmen, sein etwas rauhes Aeußere hat uns gänzlich getäuscht. Wenn er reden will, was freilich nicht immer der Fall ist — wo nur meine Brille steckt! — so entwickelt er oft mit großer Schärfe überraschende Anschauungen, die eine seltene, nur durch ein vielfach bewegtes Leben zu erwerbende Welterfahrung bekunden. Auch besitzt er viele Kenntnisse; in unsrer einheimischen Flora ist er allerdings nur wenig bewandert, dafür hat er aber die tropische Vegetation mit dem scharfen Auge — hätt' ich doch nur meine Brille! — eines gebildeten Mannes betrachtet, und manchmal stellt er Vergleiche an, die für mich Interesse haben. Sei also weniger unliebenswürdig gegen ihn, beste Pauline, und suche auch, bitte, nach meiner Brille.“

Doch auch Goßner's Bekanntschaft mit der tropischen Vegetation vermochte nicht, Paulinen mit ihm auszusöhnen; nur that sie sich, ihrem Vater zu Liebe, etwas mehr Zwang an, wenn Jener auf Besuch bei ihnen war.

„Ich kann nun einmal kein Wohlwollen für diesen Goßner fassen, und ein nur erheucheltes zur Schau tragen will ich nicht," sagte sie zu Georg. „Dürfte ich nur seine Geschenke zurückweisen, doch der Vater erlaubt es mir nicht."

„Es geht mir gerade so wie Dir," entgegnete Georg, „auch ich kann ihn nicht ausstehen; nur hindert mich, Gott sei gelobt, nichts, seine Gaben unbedingt zurückzuweisen."

„Hat er Dir denn schon solche angetragen?" fragte Pauline.

„Er hat mir seine Hülfe angeboten für den Fall, daß ich einst die Unterstützung, welche mir meine Verwandten zu Theil werden lassen, nicht mehr annehmen wollte."

„Er ist Dir freilich zu Dank verpflichtet, weil Du ihm das Leben gerettet hast," meinte Pauline.

„So sagt er," war die Antwort, „und er möchte sich einer Verbindlichkeit, die für ihn etwas sehr Drückendes zu haben scheint, gern entledigen. Doch das kümmert mich nicht; ich will ihm diese Erleichterung nicht dadurch verschaffen, daß ich Wohlthaten von ihm empfange."

„Woran mag es nur liegen, Georg, daß dieser Goßner, der uns doch nie etwas zu Leide gethan hat, einen so widerwärtigen Eindruck auf uns macht? Ich vergleiche gern die Menschen mit den Pflanzen, und da

denke ich mir, daß, wie manche von diesen durch ihr bloßes Aussehen das ihnen innewohnende Gift verrathen, so auch bei manchen Menschen die Physiognomie das Böse abspiegelt, das sie im Herzen tragen."

„So ist es auch ohne Zweifel, Pauline."

„Aber alsdann müßten wir Goßner für einen schlechten Menschen halten. Hüten wir uns, so zu denken; wer weiß, ob wir ihm doch nicht großes Unrecht thäten."

„Daß er gerade ein schlechter Mensch ist, will ich natürlich nicht behaupten, liebe Pauline; indeß, wenn ich einer Stimme in meinem Innern trauen dürfte . . ."

„Was sagt Dir denn diese Stimme, Georg?"

„Um Deine Frage mit aller Aufrichtigkeit zu beantworten, muß ich weit ausholen."

„O bitte, erzähle mir Alles!"

„Erinnerst Du Dich noch, wie wir uns vor mehreren Jahren die Stelle am Strande bei Roßhag zum Lieblingsplatz erkoren hatten, wo unterhalb des Abhanges die zwei großen Felsblöcke liegen? Wir gingen fast alle Tage hin, Du und ich und auch Adeline."

„Ich erinnere mich dessen recht gut; wir suchten dort nach Bernstein, und droben auf dem sandigen Hügel wuchs Cyperngras — Du weißt, Cyperus fuscus — und das niedliche kleine Täschelkraut und auch Silene nutans."

„Ei, ei, nur weil Du Cyperus fuscus und Silene nutans dort fandest, ist Dir die Stelle erinnerlich?"

„O nein, nicht nur deßhalb, aber die Pflanzen sind mir nun einmal ans Herz gewachsen, sie sind gewissermaßen meine Vertraute und kennen alle meine geheimsten Gedanken; und so kommt es denn, daß ich nie an einen oft besuchten Ort denken kann, ohne mich zugleich der Freundinnen zu erinnern, die daselbst Lust und Leid mit mir theilten. Der Cyperus fuscus, das Täschelkraut und die Silene nutans wissen mehr von mir, als ich Dir, Du Unart, sagen möchte."

Wir dürfen Paulinens Versicherung, daß sie nur jenen Pflanzen ihre Geheimnisse habe mittheilen wollen, vollen Glauben schenken, inzwischen hatte sie aber doch in ihrer Herzensunschuld Georg soeben sehr viel davon verrathen. Sie ward es jetzt inne und wandte sich, um einem feurigen Blick aus seinen dunklen Augen auszuweichen, verwirrt und erröthend ab. Denn was sagte ihr dieser Blick? Er sagte ihr klar und deutlich, daß Georg darum wisse, wie sie während der Zeit, da er sich von ihr fern gehalten, unzählige Male nach der Stelle am Strande gewandert war und oft ganze Stunden droben auf dem sandigen Hügel verträumt hatte. Freilich, daß sie dann auch, in der Erinnerung an frühere, glückliche Stunden versunken, ganze Büschel des Cyperngrases ausgerupft und das Täschelkraut und die Silene nutans dazu, das konnte er nicht wissen, so wenig wie er ihre stumme Unterhaltung mit diesen ihren Lieblingen

kennen konnte — und doch — hatte sie es nicht gerade jetzt durchblicken lassen? — und was mußte er nun von ihr denken? — — Wahrlich, sie war doch recht ungeschickt gewesen!

Georg bemerkte ihre Verwirrung, und es fuhren ihm dabei Gedanken durch den Kopf — schnell aufblitzende, meteorartig vorüberziehende, formlose Gedanken zwar, aber doch solche, die tief in seinem Herzen ein bis dahin ungeahntes, seliges Gefühl hervorriefen. Er wurde sich unklar bewußt, daß ein unfreiwilliges Geständniß Paulinens ihm einen Vortheil über sie eingeräumt habe, doch er fühlte zu ritterlich, um sich desselben zu bedienen; er war vielmehr nur darauf bedacht, wie er ihr über die selbstgeschaffene Verlegenheit hinaushelfen möchte.

„Du wirst Dich vielleicht entsinnen," fuhr er nach einer kurzen Pause in so ruhigem Tone fort, als habe gar keine Unterbrechung stattgefunden, „Du wirst Dich vielleicht entsinnen, daß wir Beide einst, als wir noch Kinder waren, an einem heißen Sommertage, nachdem wir lange am Strande Muscheln und bunte Steine gesammelt, uns droben am Abhange im Schatten des Gesträuches niederließen und daselbst einschliefen, ich aber einen Traum hatte, den ich Dir, sobald wir wieder erwacht waren, erzählte und auch später, weil er mir immerfort im Sinne lag, oftmals wiederholte."

„O ich weiß es noch recht gut," entgegnete Pauline,

indem sie sich ihm, obgleich noch ein wenig schüchtern, wieder zuwandte. „Es hatte Dir von der Wendenkönigin Goiswintha geträumt, die der Sage nach dort irgendwo begraben liegt.“

„Ja, sie erschien mir im Traume, angethan mit dem purpurnen, reich verbrämten Königsmantel und einer goldenen Krone auf dem Haupt.“

„Ohne welche wir Kinder uns damals keinen König und keine Königin denken konnten, weil wir sie auf colorirten Bilderbogen nur so abgebildet gesehen hatten.“

„Ganz recht. Und die Königin blickte mich mit freundlichem Lächeln an und sagte, daß alle guten Menschen, die ihre Grabstätte besuchten, auf ihre Hülfe und ihren Schutz rechnen dürften, solche dagegen, die daselbst eine böse That verübt, früh oder spät durch sie zur Verantwortung gezogen würden. Und sie nahm bei den letzten Worten eine strenge, drohende Haltung an und deutete mit der Hand nach der Stelle drunten am Strande, wo die Felsblöcke liegen; dort aber spaltete sich plötzlich der Boden, und es entstand eine weite und tiefe Gruft. Was dieselbe barg, konnte ich nicht sehen, aber es ertönte ein wilder Schmerzensschrei, eine finstere, unheimliche Gestalt starrte mit allen Zeichen tiefer Zerknirschung hinein und eilte dann, wie von innerem Grauen erfaßt, von dannen.“

„Ganz so erzähltest Du mir damals den Traum,“

sagte Pauline nachdenklich, „und es machte auf mich einen so tiefen Eindruck, als habe sich auch vor meinen eigenen Augen das größte Wunder begeben. Später aber wolltest Du das Alles sehr erklärlich finden, indem Du es auf früher empfangene Eindrücke zurückführtest. Wie oft hatte man uns nicht nach jenem Tage — so sagtest Du — von der sagenhaften Königin Goiswintha erzählt, wie sie einst im grauen Alterthum über diesen Theil des Landes geherrscht, wie sie sich durch ihre Tücke und Grausamkeit zur Geißel ihrer Unterthanen gemacht, und wie sie nun im Grabe keine Ruhe finden könne, ehe sie durch Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen ihre im Leben begangenen Gräuelthaten gesühnt habe. Wenn Du nun dies auch schon in früher Kindheit gehört, so, schlossest Du, war ja Dein Traum in ganz natürlicher Weise aus einer Wiederbelebung der schlummernden Erinnerung entstanden.“

„Diese Erklärung war sicherlich auch die richtige,“ sagte Georg.

„Mir aber wollte sie, wie Du weißt, nie so recht genügen,“ wandte Pauline ein, „und auch jetzt noch will ich lieber Deine Spötteleien über meinen sogenannten Aberglauben ertragen, als daß ich mir das prächtige Wunder durch Deine nüchternen Vernunftschlüsse hinwegklügeln ließe. — Doch wir wollen den alten Streit nicht erneuern. Sage mir lieber, warum Du

jetzt wieder auf den Traum von der Wendenkönigin kommst."

„Weil, so bald ich Goßner zum ersten Mal erblickte, eine peinliche Vorstellung in mir auftauchte, als gleiche er genau der düsteren Gestalt, die ich im Traume sah, wie sie sich voll Entsetzen von der Gruft abwandte. — Gestehe, daß dies recht abgeschmackt ist, Pauline."

„Gestehe Du vielmehr, daß Du nun selber dem Traum mehr Bedeutung beilegen mußt. O mein Gott, Georg, verschließe Dich nicht der Warnung, die in so wunderbarer Weise an Dich ergangen ist, hüte Dich vor diesem Goßner!"

„Höre weiter, liebe Pauline. Neulich streifte ich allein am Strande bei Roßhag umher; ich war, seit ich auf Rietenau wohne, kein einziges Mal dort gewesen, und ich trug Verlangen, den Schauplatz unserer Kinderspiele wiederzusehen."

„Also auch Du . . ." fiel Pauline rasch ein; doch sie hielt plötzlich wieder inne, indem, wie vorhin, eine lebhafte Purpurröthe ihr Antlitz überzog. Und wie vorhin haftete Georg einen kurzen, flammenden Blick auf seine reizende Freundin; dann fuhr er, als habe er ihre Worte überhört, ruhig fort:

„Es war gegen Abend; im Westen leuchteten der Himmel und das Meer in feuriger Gluth, die kahlen Sandhügel der Küste dagegen lagen in tiefem Schatten.

Als ich das Gehölz verlassen hatte und mich der Stelle oberhalb der Felsblöcke näherte, bemerkte ich mit Verwunderung einen Mann, der, hart am Abhange niedergekauert, mit einem blanken Instrument den lockeren Boden aufwühlte. Seine Gestalt hob sich in dunklen, verschwommenen Umrissen von dem blendendhellen Hintergrunde ab; darum erschien sie mir denn auch riesengroß und von kaum menschenähnlichen Verhältnissen. Begierig zu erfahren, wer es sein möge, der hier an dem wenig besuchten Ort sich in so seltsamer Weise beschäftigte, ging ich rasch vorwärts. Der Mann hatte mir aber den Rücken zugekehrt und so erkannte ich ihn erst, als ich ihm bis auf wenige Schritte nahe gekommen war; es war Goßner!

In diesem Augenblick stürzte eine große, von ihm losgetrennte Erdscholle mit dumpfem Gepolter den Abhang hinunter; Goßner aber schnellte blitzschnell empor und machte einen Sprung; wir standen dicht vor einander.

Er mußte mein Herannahen nicht bemerkt haben, denn er war von meinem Anblick sichtbar überrascht, ja während einiger Secunden wie von Schrecken gelähmt. Dann aber flog über seine häßlichen Züge ein Ausdruck von unaussprechlich wildem Grimm, er hob die Rechte, in welcher ein Messer mit breiter, dolchähnlicher Klinge blitzte, hoch empor und war unzweifelhaft im Begriff, wüthend über mich herzufallen und mich mit dem Messer zu durchbohren, da aber . . ."

„Der Schändliche!“ rief Pauline, blaß und zitternd vor Entsetzen. „Wie wichest Du nur seinem Stoße aus?“

„Ich wich ihm gar nicht aus,“ entgegnete Georg, „ich blieb ruhig stehen.“

„Hattest Du denn keine Furcht vor dem gräßlichen Menschen?“

„Ich empfand keine.“

„Mich hätte der Schrecken getödtet!“

„Ich dachte an meinen Traum.“

„Wie? An Deinen Traum? In einem solchen Augenblick?“

„Es drängte sich mir — und wohl mag Dir dies wunderbar vorkommen, denn auch mir ist es unerklärlich — es drängte sich mir der Gedanke auf, daß ich mich genau auf dem nämlichen Fleck befinde, wo Du und ich damals, von Müdigkeit überwältigt, eingeschlafen waren; und jene Empfindungen, welche der Traum in mir zurückgelassen hatte, erwachten aufs Neue in ihrer vollen Stärke und erfüllten meine ganze Seele. Kaum sah ich mehr den von rasender Leidenschaft hingerissenen Goßner, eine andere Gestalt war abwehreud zwischen ihn und mich getreten, die erhabene Gestalt der Wendenkönigin Goiswintha. Sie breitete wie schützend die Arme über mich aus und deutete, das Antlitz Goßner zugewandt, mit drohender Geberde nach unten. Und wie damals im Traum durchzuckte ein jäher Schauder des Mannes Glieder, er prallte

zurück und wäre dem Erdklumpen nach in die Tiefe gerollt, wenn ich ihn nicht noch rechtzeitig gepackt und vom Rande des Abhanges fortgezogen hätte."

„So hast Du ihm also zum zweiten Mal das Leben gerettet, und zwar in dem nämlichen Moment, in welchem er Dich tödten wollte!"

„Meine liebe Pauline, Du darfst es nicht so auffassen. Ich habe ihm nicht zum zweiten Mal das Leben gerettet, denn er wäre wahrscheinlich ohne erhebliche Verletzung unten am Fuße des Abhanges angelangt. Auch kann man nicht sagen, daß es seine Absicht war, mich zu tödten; er leidet nur, wie ich glaube, an Anwandlungen von momentanem Wahnsinn, und die Plötzlichkeit meiner Erscheinung muß vorübergehend seinen Geist verwirrt haben. Kaum war er wieder zur Besinnung gekommen, als er auch sogleich von der Dankbarkeit zu reden anfing, die er mir schulde, so wie von den Gegendiensten, die er mir erweisen wolle. Ich bin fest überzeugt, daß es ihm nie in den Sinn kommen könnte, mir ein Leid zuzufügen, wogegen er vielleicht, wenn ich es verlangte, sein Vermögen mit mir theilen würde."

„Es mag sein, Georg, ich glaube es sogar, doch hat Deine Erzählung meinen Widerwillen gegen diesen Mann aufs Aeußerste gesteigert, und kaum werde ich künftig seinen Anblick ertragen können."

„Und die abermalige Erscheinung der Wenden=

königin?" fragte Georg lächelnd. „Was hälst Du davon, Pauline?"

„Was hälst Du selber davon, Georg?"

„Sie beweist mir, wie groß die Macht der Phantasie ist, da sie uns selbst in Augenblicken, wo die Wirklichkeit auf eine Anspannung aller unserer Geisteskräfte Anspruch hätte, durch ihr Gaukelspiel zu blenden vermag."

„Und mir dagegen bestätigt sie, was ich immer geglaubt, daß Dir in jenem Traum vermittelst eines Dir innewohnenden Ahnungsvermögens Künftiges geoffenbart wurde, das sich schon jetzt theilweise erfüllt, und das sich später im unaufhaltsamen Verlauf der Begebenheiten noch weiter erfüllen wird."

## Fünftes Kapitel.

Ich konnte in dem Vorhergehenden nur schwache Andeutungen über die Gefühle geben, die Georg und Pauline für einander hegten, doch glaube ich immerhin genug gesagt zu haben, um es meinen empfindsamen und phantasiereichen Lesern getrost überlassen zu dürfen, sich selber den Fortgang auszumalen, den das zarte Verhältniß während einiger Sommermonate naturgemäß nehmen mußte.

Ihr kennet ja jene goldene Zeit der ersten, rasch aufkeimenden Liebe, da das Herz schwillt in seligen Empfindungen, die zwar in dem höheren Roth der Wangen, in dem schüchternen Senken der Augen und durch die holde Verwirrung in Haltung und Benehmen sich unabsichtlich kundgeben, die aber in Worten auszusprechen der Mund sich noch zaghaft weigert.

Ihr kennt sie ja, jene wonnige Frühlingszeit des Lebens, und wißt, daß sie aller Beschreibung spottet. Erlaßt mir also eine solche.

Denkt Euch, wie Georg, so oft er nur konnte, in

späten Nachmittagsstunden den Weg nach der Waldkathe einschlug, wie er, getrieben von brennender Sehnsucht, seine Schritte beschleunigte, wie er, durchglüht von leidenschaftlichen Gefühlen, an der Waldecke jubelnd das Häuschen begrüßte, unter dessen Dach Pauline weilte.

Denkt Euch, wie Pauline, obgleich Georg jedesmal um einige Minuten früher kam, doch jedesmal schon eine halbe Stunde lang unter der von Geißblatt und Klematis überrankten Veranda gewartet und alle Augenblicke voll Ungeduld durch das dichte Laubwerk geguckt, ob er heute denn gar nicht komme.

Denkt Euch, wie sie, so bald er endlich, endlich um die Waldecke bog, mit einem leisen Aufschrei des Entzückens von ihrem Sitz in die Höhe fuhr, sich aber dann erröthend und doppelt anmuthig in ihrer jungfräulichen Verschämtheit wieder mäuschenstill niedersetzte und mit einem Eifer an ihrer Stickerei fortarbeitete, als kenne sie keine höhere Lebensaufgabe als die möglichst schnelle Beendigung der Pantoffeln für ihren Vater.

Denkt Euch ferner die freudige Begrüßung Beider, ihre traulichen Gespräche, das immer sich wiederholende unwillkürliche Verrathen der geheimsten Gedanken und Herzensregungen, das Entzücken darüber einerseits, die Verwirrung darüber anderseits — denkt Euch dies und, wenn es Euch beliebt, noch manches Andere dazu; nur bitte ich Euch, nicht zu vergessen, daß Georg und Pauline

den Jahren nach noch sehr jung, hinsichtlich der Reinheit des Herzens aber noch ganz und gar Kinder waren; vergeßt auch nicht, daß zwei oder drei Sommermonate schnell vorübergehen und nicht gerade Alles im Menschen zur Reife bringen wie die Saat auf den Feldern. Glaubt endlich meinen Worten, wenn ich Euch betheure, daß, als die erwähnte Zeit zu Ende ging, noch kein einziges Wort von Liebe zwischen den Beiden gewechselt worden war, und es Georg eben so wenig hätte einfallen können, den rosigen Lippen Paulinens einen Kuß zu rauben, wie es ihm in den Sinn gekommen wäre, einen Kirchenraub zu begehen.

Ich füge nur noch hinzu, daß, so wie die beiden jungen Leute selbst über die Natur der sie beherrschenden Gefühle nicht im Klaren waren, auch der alte Birkhold keine Ahnung hatte von ihrer aufblühenden Liebe.

Es ist schon früher angedeutet worden, daß sich der ehemalige Advocat mit der fixen Idee trug, als sei seiner Tochter ein überaus glänzendes Loos beschieden, und als werde sie dereinst, wenn sich ihr Schicksal erfüllt, den erloschenen Wohlstand seines Hauses aufs Herrlichste wieder herstellen. Es war dies bei ihm zu einer so unerschütterlichen Ueberzeugung geworden, daß er höchst wahrscheinlich in Georg, wäre dieser ein junger Herzog und unermeßlich reich gewesen, den Bewerber um die Hand Paulinens erblickt hätte. Nun aber, da Georg nichts war, als ein

von allen Mitteln entblößter und nur von der Mildthätigkeit seiner Verwandten abhängiger junger Edelmann, nun fiel es dem guten Birkhold gar nicht ein, daß Jener seine Augen zu der Tochter erheben könnte.

Auch dürfen wir überzeugt sein, daß, hätte Birkhold an eine solche Möglichkeit nur im Entferntesten gedacht, dies die unausbleibliche Folge gehabt hätte, daß er dem kecken Bedroher seiner hochfliegenden Hoffnungen, so lieb ihm dieser auch persönlich war, ohne Bedenken das Haus verboten haben würde.

Die Folge wird lehren, wie viele herbe Leiden den jungen Leuten später aus der sonderbaren Monomanie des alten Mannes erwuchsen; für jetzt aber, wo Beiden noch der Himmel voller Geigen hängt, wollen wir sie und die Waldkathe verlassen und uns nach Schloß Rietenau begeben, um zu sehen, wie dort sich im Laufe des Sommers die Verhältnisse gestaltet haben.

Frau von Rentzow und ihre schöne Tochter Gabriele befinden sich noch auf dem Schloß. Zwar ist oft genug von ihrem Aufbruch die Rede gewesen, und die kranke Baronin hat stets im Stillen gehofft, daß doch endlich damit Ernst gemacht werden dürfte; doch immer wieder fand sie sich in dieser Erwartung getäuscht.

Frau von Rentzow ist nämlich von einem alten Leiden befallen worden, und der Arzt — nicht der Doctor Klinge, sondern ein Arzt in der Residenz, mit dem sie

fleißig correspondirt — hat ihr dagegen Seebäder verordnet. Und wo wäre wohl die Gelegenheit günstiger, Seebäder zu nehmen, als gerade auf Rietenau, das so nahe am Meeresufer liegt, und wo der Baron so treffliche Badeanstalten hat herrichten lassen? Gewiß, nichts ist natürlicher, als daß Frau von Rentzow dem Drängen ihres gastfreien Wirthes nachgegeben und ihm die Zusage ertheilt hat, ihren Aufenthalt bei ihm auf die ganze Dauer des Sommers auszudehnen.

Auch ihr Gemahl, der Herr von Rentzow, ist öfter da gewesen, doch immer nur auf einige Tage, da, nach der Erklärung des erwähnten Arztes, seiner Gesundheit die Luft der Hauptstadt zuträglicher ist, als die der Küste.

Der geneigte Leser könnte denken, daß das Leiden der Frau von Rentzow eine Fiction sei, ein bloßer Vorwand, das längere Verweilen auf Rietenau zu bemänteln. Allerdings war dem auch so, doch hatte die Gesundheit der Frau von Rentzow in der That eine kleine Erschütterung erlitten, deren Folgen sich einige Wochen lang in einer sichtbaren Abspannung kundgaben. Und zwar war die Dame von diesem Unwohlsein unmittelbar nach jener Begebenheit am Gitterthor des Parkes befallen worden, deren Ihr Euch noch erinnern werdet.

Das Abenteuer, so unerheblich es auch allen Anderen zu sein schien, kam ihr gar nicht aus dem Sinn. Sie sprach nicht gern darüber, wich vielmehr allen Fragen und

Bemerkungen aus und überließ es ihrer damaligen Begleiterin, der Frau von Hallern, den Leuten eine drastische Beschreibung davon zu machen. Dagegen sah man sie, was früher nie der Fall gewesen, oft in tiefes Brüten versunken, manchmal auch von heftiger Unruhe befallen und wie von beängstigenden Gedanken erfüllt.

Die Baronin erblickte darin die Aeußerung eines quälenden Zweifels, der ihr in Betreff des mit ihm eingegangenen Bündnisses aufgestiegen sein müsse. Er hätte sich jedoch in dieser Hinsicht beruhigen dürfen; was der Frau von Rentzow im Sinne lag, war einzig und allein das Zusammentreffen mit Goßner.

Man wird sich entsinnen, daß sie beim Anblick jenes Mannes so ganz und gar alle Fassung verlor, daß Frau von Hallern, die es bemerkte, sogleich auf die Vermuthung kam, es möchte zwischen ihrer Freundin und Goßner eine geheime Beziehung obwalten. Und doch hatte Frau von Hallern das Wort nicht gehört, welches Goßner Jener ins Ohr flüsterte, das bedeutungsvolle Wort „Verschwiegenheit".

Schon der erste Versuch, den Frau von Hallern machte, ihre Freundin auszuforschen, mißlang, wie wir wissen, nicht ganz; er bestärkte sie vielmehr in der vorgefaßten Meinung, und sie beschloß, Alles aufzubieten, um wo möglich das interessante Geheimniß zu ergründen. Die Schritte, welche sie zu diesem Zwecke unternahm, hier

aufzuzählen, dürfte um so weniger nothwendig sein, als sie zu keinem Ergebniß führten. Frau von Rentzow hatte sich die Weisung, die das Wort „Verschwiegenheit" in sich schloß, at notam genommen, und je deutlicher sie erkannte, daß von Seiten ihrer Freundin darauf hingearbeitet werde, sie zum Sprechen zu verleiten, desto sorgsamer hütete sie ihre Zunge.

So hätte denn wohl auch schließlich Frau von Hallern darauf verzichten müssen, ihre Neugierde befriedigt zu sehen, wäre ihr nicht ein günstiger Zufall zu Hülfe gekommen.

Ein Zufall fügte es nämlich so, daß sie eines Abends zu ungewöhnlich später Stunde, von einem Besuch in der Nachbarschaft heimkehrend, dicht an der Hütte vorbeikam, welche der alte Fischer Steffen und mit ihm sein Gast, der vielbesprochene Goßner, bewohnten.

Die Hütte lag am flachen Meeresufer; weiter landeinwärts erhoben sich die wellenförmigen Hügel der Küste zu beträchtlicher Höhe. Der Weg, auf welchem sich der Wagen der Frau von Hallern befand, zog sich hier in vielen Windungen zwischen den Hügeln hinauf; er verdiente aber kaum den Namen eines Weges, denn die Räder des Fuhrwerkes sanken fortwährend bis an die Achse in den lockeren, tiefen Sand, und die Pferde vermochten nur Schritt für Schritt die schwere Last hinaufzuziehen.

Frau von Hallern wurde, noch ehe die schlimme

Strecke zum dritten Theil zurückgelegt war, des langsamen Fahrens überdrüssig. Ungeduldig und herrisch, wie sie war, befahl sie dem Kutscher, schneller zu fahren, und als er dies für eine Unmöglichkeit erklärte, ließ sie ihn halten und stieg aus. Rasch eilte sie dann vorwärts, um droben auf dem Kamm des Hügels den Wagen zu erwarten.

Es war ein köstlicher Abend. Der Vollmond glänzte am wolkenlosen Himmel und verbreitete über die Gegend ein helles Dämmerlicht, das alle Gegenstände, selbst die nicht ganz nahen, deutlich erkennen ließ. Frau von Hallern, obgleich keine Bewunderin von Naturschönheiten, fühlte sich doch ergriffen von der großartigen Scenerie und der magischen Beleuchtung, die darüber ausgebreitet lag. In weiten, hie und da zerklüfteten Flächen senkte sich die Hügelreihe dem Strande zu; drunten lag die einsame Hütte, ein röthlich schimmerndes Licht erhellte matt die kleinen Fenster derselben, dicht dahinter aber glitzerten im silbernen Mondlicht die langsam heranrollenden Wellen des Meeres, während hin und wieder ein Zug wilder Enten in pfeilschnellem, eigenthümlich schwirrendem Fluge die laue Abendluft durchschnitt, um dann mit lautem Geplätscher sich auf das Wasser niederzulassen.

Da trat aus der Hütte drunten eine dunkle Gestalt. Es war die einer Frau. Sie blieb, als sie kaum einige Schritte weit gegangen war, wieder stehen und schien zu horchen. Wahrscheinlich hatte das Knarren der Wagen=

räder im Sande, das deutlich zu hören war, ihre Aufmerksamkeit erregt. Nach wenigen Augenblicken sichtbarer Unschlüssigkeit ging sie jedoch schnell vorwärts. Sie kam näher und immer näher an Frau von Hallern heran, die, ohne eine bestimmte Absicht damit zu verbinden, sich hinter einer kleinen Erhöhung des Bodens zurückzog, wo sie die Kommende beobachten, von dieser jedoch nicht gesehen werden konnte.

Kaum hatte sie ihren neuen Standort eingenommen, als sie sich mit innerer Zufriedenheit zu ihrer instinctartigen Vorsicht Glück wünschte; denn sie hatte jetzt deutlich in jener weiblichen Gestalt Frau von Rentzow erkannt.

Frau von Rentzow! — Kaum war es denkbar, daß sie es wirklich sein könne, und wiederum fand hier doch offenbar keine Täuschung statt; die hohe, eckige Figur mit der strammen, steifen Haltung hatte etwas zu Markirtes, als daß sie den scharfen Augen der Frau von Hallern nicht unter noch weit ungünstigeren Verhältnissen hätte kenntlich sein sollen.

Und nun gesellte sich der Herankommenden, aus einer rinnenartigen Vertiefung auftauchend, noch eine zweite Gestalt zu, die sich nicht weniger deutlich als die der Kammerzofe, Mamselle Barbara, erkennen ließ, der Duena mit dem einschüchternden Blick, wie Rudolf sie ehedem zu nennen pflegte.

Ehe Frau von Rentzow und ihre Dienerin gemein=

schaftlich ihren Weg fortsetzten, standen sie einige Secunden lang still und horchten, wie man wahrnehmen konnte, auf das näherkommende Knarren der Räder; dann aber eilten sie von dannen, einem Fußsteige folgend, der in schräger Richtung längs der sandigen Abhänge hinlief. Bald waren Beide den Blicken der Frau von Hallern entschwunden.

Als diese wieder auf den weichen Kissen ihres bequemen Wagens ruhte und über das eben Erlebte nachdachte, befestigte sich immer mehr in ihr die Ueberzeugung, daß zwischen der Frau von Rentzow und dem räthselhaften Goßner eine geheime Beziehung stattfinde. Und sicherlich mußte es eine Beziehung ganz eigenthümlicher Art sein, die eine so furchtsame Frau zu dem Wagniß antreiben konnte, in später Abendstunde heimlich das Schloß zu verlassen und einen so weiten Weg durch eine öde, menschenleere Gegend zu machen. Was hätte die neugierige Frau von Hallern nicht darum gegeben, einen tieferen Blick in dieses seltsame Geheimniß zu thun!

Ihr brennendes Verlangen danach sollte am folgenden Tage noch beträchtlich gesteigert werden. Sie war auf Besuch nach Rietenau gekommen und fand Gelegenheit, mit ihrer Freundin unter vier Augen zu sprechen. In vorsichtiger und schlauer Weise suchte sie ihrem Ziele näher zu rücken. Frau von Rentzow war wie gewöhnlich

auf ihrer Hut und meinte ohne Zweifel, sich keine Blöße zu geben. Sie irrte sich indeß.

„Sie sehen heute etwas angegriffen aus, meine Liebe," äußerte Frau von Hallern in theilnehmendem Tone, „was ist Ihnen?"

„Mein Leiden ist noch nicht ganz gehoben," war die Antwort, „jedoch hoffe ich auf eine gute Wirkung der Seebäder."

„Sie sollten Abends recht zeitig zur Ruhe gehen, Frau von Rentzow."

„Das thue ich auch."

„So? — Nun, es freut mich, das zu hören. Man hatte früher auf Rietenau die schlechte Gewohnheit, spät Abends noch eine Promenade durch den Park zu machen. Nichts ist jedoch der Gesundheit nachträglicher als der Aufenthalt in der feuchtkalten Abendluft, und fast möchte ich glauben, daß hierin der Ursprung der Krankheit zu suchen ist, an welcher die arme Baronin leidet."

„Sie glauben wirklich? Nun, ich meinestheils hüte mich wohl, an solchen Promenaden Theil zu nehmen."

„Sie waren alsdann auch gestern Abend nicht bei der kleinen Lustbarkeit zugegen, welche die Dienstboten mit des Barons Genehmigung im Wäldchen arrangirt hatten?"

„O nein, ich hatte mich frühzeitig zurückgezogen und lag schon um neun Uhr in meinem Bett."

Frau von Hallern biß sich auf die Lippe, um ein

Lächeln zu unterdrücken, während Frau von Rentzow plötzlich die Hitze sehr lästig fand und mit einer raschen Bewegung das Schnupftuch aus der Tasche zog, sich damit Kühlung zuzufächeln. Ein kleines, mehrfach zusammengefaltetes Papier flog dabei, ohne daß sie es wahrnahm, mit aus der Tasche und fiel zu Boden. Frau von Hallern bedeckte es schnell mit ihrem Fuß, und einige Augenblicke später befand es sich in ihrem Handschuh. Das kleine Manoeuvre war äußerst geschickt ausgeführt worden; Frau von Rentzow hatte nichts bemerkt.

Bald bot sich auch der Frau von Hallern eine Gelegenheit, das Papier genauer zu mustern. Es war ein Postschein und belehrte die neugierige Frau, daß am heutigen Tage ein Brief mit einer sehr beträchtlichen Summe unter der Adresse des Herrn von Rentzow auf dem Postamt in Uggermünde abgegeben worden sei.

Dies war für Frau von Hallern, die von den nicht besonders glänzenden, ja fast ärmlichen Verhältnissen ihrer Freundin genau unterrichtet war, eine höchst interessante, höchst wichtige Entdeckung.

Bisher hatte Frau von Rentzow immer nur Geldbriefe empfangen, nie solche abgeschickt. Die empfangenen waren jedesmal von ihrem Manne gekommen und von keinem Anderen. Wie ließ es sich erklären, daß nun umgekehrt Frau von Rentzow die Absenderin, ihr Gemahl der Adressat war?

Und welcher neuen, reichen Fundgrube mochte die gewiß sehr willkommene Spende entnommen sein? Der Kasse des kargen Barons, oder der des splendiden Goßner? In Anbetracht des am vorhergehenden Abend Erlebten bezweifelte Frau von Hallern nicht im mindesten, daß der Letztere der Geber sei. Welcher Art aber war alsdann das Verhältniß zwischen ihm und der Frau von Rentzow? Würde sich dieses piquante Räthsel wohl jemals lösen? Und in welcher Weise? Hier war für jede Vermuthung Thür und Thor geöffnet. Wie aber den Faden finden, der durch das Labyrinth leiten könnte?

Als später am nämlichen Tage Frau von Rentzow das abhanden gekommene Papier lange vergeblich gesucht, fand sie es endlich unter ihrem Sopha. Sie war froh, es auf ihrem eigenen Zimmer verloren zu haben; wie leicht hätte es nicht neugierigen und indiscreten Personen in die Hände fallen können!

Nicht lange nachdem der Geldbrief an den Gemahl der Frau von Rentzow abgegangen war, erschien dieser Herr selber auf dem Schloß. Er war ein Mann in den mittleren Jahren, von steifer, militärischer Haltung und prunkhaftem Wesen. Etwas gar zu Gewähltes und Geziertes, das seinem vorgerückten Alter wenig entsprach, zeichnete seinen Anzug aus, namentlich aber entwickelte er augenfällige Vorliebe für goldene Ketten, goldene Knäufe an Stöcken und Reitpeitschen, so wie für Ringe, Hemd=

knöpfe und Tuchnadeln. Ob die an letzteren angebrachten Diamanten echt waren, darüber mochte in Anbetracht ihrer ungewöhnlichen Größe bei Manchem ein gerechter Zweifel obwalten; der Herr von Rentzow ließ jedoch seine Edelsteine mit einer Absichtlichkeit und Selbstgefälligkeit spielen, als müsse Jedermann von vorn=herein überzeugt sein, daß ihr Werth ein ganz unschätzbarer sei.

Ueberhaupt war der Herr von Rentzow aufs Aeußerste bemüht, sich die Miene eines vornehmen und reichen Cavaliers zu geben, was wohl hauptsächlich dem Wunsch entspringen mochte, der Welt seinen gänzlichen Ruin zu verheimlichen.

Der Baron, dessen Schwächen er zu schmeicheln wußte, hielt große Stücke auf ihn, der kranken Baronin dagegen mißfiel er in hohem Grade, und auch bei den meisten Anderen machte sein gespreiztes Wesen sehr wenig Glück. Seiner Gemahlin gegenüber trug er, wenn er sich beobachtet wußte, eine vollendete Galanterie zur Schau, und auf seine Tochter blickte er mit unverhohlenem Stolz. Solche, die auf der socialen Leiter eine niedrigere Stufe einnahmen, als er, sah er über die Achsel an, und den Domestiken auf dem Schloß war er ein unwillkommener Gast, weil er ihre Dienste in sehr hohem Maße in Anspruch nahm, dagegen aber höchst armselige Trinkgelder gab.

Frau von Hallern kam während der Dauer seines Besuchs häufiger als sonst aufs Schloß. Sie hätte gar

zu gern gewußt, ob auch er mit Goßner in irgend welcher Verbindung stehe; und sie hoffte, daß ein günstiger Zufall ihr diese Frage lösen werde. In den ersten Tagen entdeckte sie nichts; nur fiel es ihr auf — was übrigens auch Andere bemerkt hatten — daß sich die beiden Eheleute auf Spaziergängen und bei sonstigen Gelegenheiten häufig von der Gesellschaft absonderten, um insgeheim lange Zwiegespräche mit einander zu führen.

Bezogen sich wohl diese Zwiegespräche auf Goßner?

Das ausnehmend feine Ohr der Wittwe fing einst ein paar Worte auf, welche diese Vermuthung fast zur Gewißheit erhoben. Es geschah dies, als eines Nachmittags in der Dämmerstunde die Gesellschaft auf der Veranda vor dem Hause versammelt war.

Frau von Rentzow und ihr Gemahl hatten etwas abseits Platz genommen und sprachen flüsternd mit einander. Frau von Hallern lauschte anscheinend mit großem Interesse einer trockenen Auseinandersetzung des Barons über die Schafzucht. In Wirklichkeit aber hörte sie kein Wort von Allem, was er über die Nützlichkeit der Stammschäfereien und die Vortrefflichkeit seiner Merinos vorbrachte, wogegen ihre Aufmerksamkeit mit fieberhafter Spannung dem Geflüster des Ehepaars zugewandt war.

„Ich wiederhole Dir, Nathalie, daß dieser überaus glückliche Umstand noch weiter ausgebeutet werden muß,“

hörte sie den Herrn von Rentzow sagen. „Bedenke doch unsere mißliche Lage.“

„Hätte ich daran nicht gedacht, so würde mir wahrlich der Muth gefehlt haben, mich . . . .“

Die folgenden Worte waren unhörbar.

„Pah!“ sagte der Herr von Rentzow, indem er die Brillantnadel an seiner Cravate zurechtzupfte, „laß ihn toben und wettern, wie er will, wenn er uns nur schließlich seine Geldsäcke öffnet.“

Die Antwort entging dem horchenden Ohr der Frau von Hallern; sie mußte aber wahrscheinlich eine Weigerung enthalten haben, denn der Herr von Rentzow sprach mit großem Eifer und deßhalb auch etwas weniger gedämpfter Stimme:

„Nun gut, alsdann werde ich zu ihm gehen. Daß er mich nicht kennt, mich nie gesehen hat — was thut's? Parbleu“ — hier schob er einen mächtig großen Solitär an seinem Finger auf und ab — „ich traue mir zu, einigen Eindruck auf solche rohe Naturen zu machen.“

„Gehe nicht, Arthur, ich beschwöre Dich, denn sieh — —“ Frau von Rentzow beugte sich noch näher zu ihrem Mann hinüber und sprach so leise, daß Frau von Hallern ihre Worte nicht vernehmen konnte.

„Freilich,“ entgegnete ihr, als sie geendet hatte, der Herr von Rentzow in einräumendem Tone, „dieser höheren

Rücksicht müssen alle anderen weichen. Wüßte ich nur, wie ich den verwünschten Wechsel — — —"

„Pst! — ich fürchte, daß man uns . . . ." Ein verstohlener Blick nach Frau von Hallern hinüber ergänzte den Satz. Gleich darauf erhoben sich die Eheleute und traten aus der Veranda ins Freie. In eifrigem Gespräche vertieft gingen sie weiter und immer weiter in den Garten hinein.

Abermals war Frau von Hallern ihrem ersehnten Ziele um einen kleinen Schritt näher gekommen, doch noch immer stand sie gleichsam vor einem Zauberschloß, durch dessen umschließende Mauer kein Zugang führt. Sie überhörte gänzlich eine in prophetischem Tone geäußerte Bemerkung des Barons über das Gedeihen seiner Merinolämmer und forderte ihn auf, dem von den Eheleuten Rentzow gegebenen Beispiel zu folgen und gleichfalls eine Promenade durch den Garten zu machen.

Die Zeit verstrich, ohne daß Frau von Hallern weitere Entdeckungen gemacht hätte; sie mußte sich mit der gewonnenen Ueberzeugung begnügen, daß der Herr von Rentzow Goßner nicht kenne. Als der Herr von Rentzow Rietenau wieder verließ, hatte die Wittwe allen Grund zu der Annahme, daß er während seines Aufenthalts auf dem Schloß keinen Versuch gemacht habe, mit Jenem einen persönlichen Verkehr anzuknüpfen; und sie gelangte endlich durch eine Reihe von Combinationen zu

dem etwas gewagten Schluß, daß die Eheleute aus irgend einem triftigen Grunde befürchten müßten, ihren höchsten Wunsch — den Wunsch nämlich, ihre Tochter dereinst als Herrin der Baronie Rietenau zu begrüßen — vereitelt zu sehen, falls das auf Goßner sich beziehende Geheimniß an den Tag käme.

Da Frau von Hallern vor der Hand keine weiteren Aufschlüsse über diesen interessanten Punkt erwarten durfte, so richtete sich ihre scharfe Beobachtungsgabe auf andere Dinge. Vor Allem wünschte sie zu ergründen, wie weit das Verhältniß zwischen dem Baron und der schönen Gabriele gediehen sei. Sollte wohl Gabriele die Hoffnungen des Barons kennen?

Sollte sie dieselben sogar begünstigen?

Ihrem Benehmen nach zu urtheilen, das sich in der letzten Zeit sehr geändert hatte, durfte man es fast glauben.

Frau von Hallern hatte bemerkt, wie Gabriele, als ihr einst der Baron verstohlener Weise ein paar Worte zuflüsterte, erröthend den Blick zu Boden senkte und es lächelnd geschehen ließ, daß er ihre unter den Falten des Shawls halb verborgene Hand heimlich erfaßte und eine volle Minute lang in der seinigen hielt. Das sah doch wahrlich nicht wie Zurückweisung einer mißfälligen Huldigung aus!

Einen weiteren Schluß zog Frau von Hallern aus dem Verhalten der Baronin.

Bezeugte nicht der Ausdruck von tiefem Kummer und schwer erlangter Entsagung, der auf dem eingefallenen Antlitz der langsam dahinsterbenden Frau lagerte, so oft sie ihren Gemahl mit der ihm eigenen düsteren Galanterie um das schöne Mädchen beschäftigt sah, bezeugte er nicht, daß sie volle Kenntniß habe von der Intrigue, die hier mit so wenig Verheimlichung gespielt wurde?

In der That, es lag in der unbeschreiblich traurigen Miene der Baronin etwas, das zu sagen schien: Seid doch wenigstens so barmherzig, das verabscheuenswerthe Bündniß meinen Augen zu entrücken. Und es war einst vorgekommen, daß, als der Baron soeben eine arge Unvorsichtigkeit beging, Frau von Rentzow — offenbar in der Absicht, dieselbe zu verdecken, — sich mit geheuchelter Fürsorge der Baronin zuwandte, um durch eine Handreichung ihre Bequemlichkeit zu fördern, die Letztere aber momentan ihre mühsam bewahrte Fassung verlor und zusammenschauerte, als sei sie mit einem giftigen Gewürm in Berührung gekommen.

Endlich ließ sich die Baronin gar nicht mehr in den Gesellschaftszimmern blicken; kaum daß sie noch hin und wieder ihr Schlafgemach verließ, um, auf den Arm ihrer Kammerzofe gestützt, in das ihr so liebe Blumenzimmer zu wanken. Wer sie hier hätte beobachten können, wie

sie in der schlaffen Weise, die großer Ermattung eigen ist, auf dem Canapé ruhte und, scheinbar gleichgültig gegen Alles um sie her, lange Stunden verträumte, der hätte sicherlich nicht bezweifelt, daß der Tod bald ihren Leiden ein Ende machen werde.

Der Doctor Klinge besuchte sie täglich, wohl kaum weil er hoffte, ihr Hülfe leisten oder auch nur erhebliche Linderung verschaffen zu können, sondern weil augenscheinlich seine Gegenwart beruhigend auf sie wirkte. Sie konnte sogar mit ihm scherzen.

„Ich mache Ihnen nur unnütze Arbeit, und Sie thäten am besten, mich aufzugeben," sagte sie mit einem trüben Lächeln, wenn er ein neues Linderungsmittel in Vorschlag brachte.

„So dürfen Sie gar nicht reden, Frau Baronin," entgegnete in seiner wohlwollenden, aber kurzen und etwas rauhen Art der Doctor.

„Wenn auch nicht mit dem Arzt — denn ein solcher nimmt ja immer, so oft ein Patient vom nahen Tode spricht, eine berufsmäßig zurechtweisende Miene an — so doch mit dem Freunde," sagte die Baronin. „Mein armer Körper geht schnell der Auflösung entgegen, doch um die unsterbliche Seele steht es — wie ich in Demuth hoffe — leidlich gut, und ich kann es ruhig erwarten, vor meinen Richter gerufen zu werden. Wäre ich nur um die Zukunft der Meinigen weniger besorgt, Doctor,

allein ich fürchte — was sage ich — ich weiß ja, daß sich hier Schlimmes vorbereitet."

Der Doctor zuckte die Achseln und schwieg.

Eine weitere Beobachtung der Frau von Hallern — mit solchen haben wir es ja in diesem Kapitel hauptsächlich zu thun — war die, daß Gabriele, trotzdem sie die Huldigung des Barons keineswegs zurückwies, für Georg eine überaus warme Zuneigung gefaßt hatte, die sich oft wie ganz unwillkürlich und dann immer in sehr prononcirter Weise äußerte.

Es schien mehr als fraglich, ob auch der Baron die nämliche Bemerkung gemacht; sein Benehmen gegen Georg, jederzeit unfreundlich, fast kränkend, ließ nicht mit Sicherheit auf schon erwachte Eifersucht schließen, doch war die Wittwe überzeugt, daß seine scheelsüchtige und mißtrauische Gemüthsart leicht jeder Verdächtigung zugänglich sein würde, falls ihr Haß gegen Georg je zu dem Mittel greifen sollte, welches ihr Gabrielens unzweifelhafte Neigung für den jungen Mann an die Hand gab.

Der geneigte Leser darf versichert sein, daß es eine sehr angenehme Perspective war, die sich hier der intriguanten Frau darbot.

Einen andern Umstand ganz ähnlicher Art benutzte sie schon jetzt mit bestem Erfolg in gleich liebreicher Absicht. Es war dies die Neigung, die in den noch kindlichen Herzen Adelinens und ihres Vetters Lucius keimte.

Welch tief in die Seele hinein schmerzende Stiche ließen sich nicht mit dieser Waffe versetzen! — Die arme Adeline hatte furchtbar darunter zu leiden. Kein Tag verging, an dem nicht ihr Ohr durch hämische Randglossen über alberne Liebelei zwischen Schulbuben und eitlen Backfischen beleidigt worden wäre. Diese Bemerkungen wurden aber nie mit unmittelbarer Beziehung auf Adeline und Lucius geäußert, und es gab daher auch kein Mittel, sich ihrer zu erwehren. Nicht einmal den Trost hatte Adeline, daß sie sich gegen Georg über dieselben beschweren konnte. Sie hätte sich eben so gut darüber beschweren können, daß in der Luft ein tödtlicher Giftstoff liege, der sie krank und elend mache.

Ein ganz besonderes Vergnügen gewährte es der Wittwe, in Adelinens Gegenwart Lucius wie ein kleines Kind zu behandeln. Sie streichelte ihm die Wange, bot ihm Bonbons und fragte ihn lächelnd, ob er heute schon mit dem an der Kette liegenden Affen gespielt, ob er auch in seinen Freistunden auf dem Schaukelpferd reite u. s. w. Lucius fühlte instinctmäßig die Absicht heraus, die Frau von Hallern dabei im Auge hatte, und trotz aller Sanftmuth seines Charakters empfand er doch vor der hämischen Tante einen Abscheu, der von Tag zu Tage zunahm.

## Sechstes Kapitel.

Der Oktober war gekommen, die unerfreuliche Zeit des Laubfalls und des Absterbens der Natur.

Eine große Veränderung war auf Rietenau vorgegangen; sie verrieth sich in vielen äußeren Zeichen; man brauchte nur die Traueranzüge zu betrachten, welche die sämmtlichen Bewohner des Schlosses trugen. Die Herrin des Hauses, während ihres Lebens von Vielen geliebt und hochgeachtet, von Andern bis zu ihrer letzten Stunde bitter gekränkt, war nicht mehr. Der Tod war plötzlich gekommen, jedoch ohne seine gewöhnlichen Schrecken und Leiden; sanft und ruhig war die Baronin auf dem Canapé in ihrem Blumenzimmer entschlafen.

Das Schloß konnte jetzt kein passender Aufenthaltsort mehr für Frau von Rentzow und ihre Tochter sein. Sie verließen es auch unmittelbar nach der Beerdigung der Baronin.

Am Tage vor ihrer Abreise machten die beiden Damen der Frau von Hallern auf Drage einen Abschiedsbesuch. Der nervenschwache Herr von Hallern mußte, so

große Ueberwindung es ihn auch kostete, Schicklichkeits halber im Empfangzimmer erscheinen. Er kam gerade zeitig genug, um mit anzuhören, wie seine Schwägerin an Frau von Rentzow die dringende Einladung richtete, sie künftiges Frühjahr mit ihrer lieben Tochter zu besuchen und auch den Sommer bei ihr zuzubringen, wo sie dann wieder Gelegenheit haben würde, die Seebäder zu gebrauchen, falls ihr Arzt dies für rathsam halten sollte.

„Es freut mich, daß mein Schwager gerade zugegen ist, denn er wird Ihnen sagen, theuerste Freundin, daß Sie auch ihm durch Ihren Besuch das größte Vergnügen bereiten würden," schloß die Wittwe im Tone herzinnigen Vertrauens und fester Ueberzeugung.

Noch nie wohl mochte angeborne Höflichkeit mit allen Regungen des Widerwillens und der Entrüstung einen so harten Kampf bestanden haben, wie bei dieser Gelegenheit im Innern des Herrn von Hallern. Er machte im ersten Moment eine Grimasse wie Jemand, der aus Versehen eine Quantität Essig verschluckt hat, dann aber erzwang er ein krampfhaftes Lächeln und stotterte etwas hervor, was zur Noth als eine Bestätigung der Worte seiner Schwägerin gelten konnte.

Frau von Rentzow konnte denn auch nicht umhin, „die in so liebenswürdiger Weise erfolgte Einladung" mit aufrichtigem Dank anzunehmen.

Gegen Abend des nämlichen Tages ließ der Herr

von Hallern seine Nichte Adeline ersuchen, zu ihm auf sein Zimmer zu kommen. Er war, als sie eintrat, sichtbar in sehr großer Aufregung.

„Mein Kind", begann er, noch ehe sie seiner Aufforderung hatte nachkommen können, auf dem Sopha neben ihm Platz zu nehmen, „mein theures Kind, ich glaube, daß es hohe Zeit ist, zu dem letzten Mittel meine Zuflucht zu nehmen."

„Dem letzten Mittel?" wiederholte Adeline verwundert.

„Deine Stiefmutter hat Frau von Rentzow und ihre Tochter eingeladen, den künftigen Sommer bei uns zu verbringen, und Jene haben zugesagt," fuhr der Herr von Hallern fort. „Eine solche nochmalige Erweiterung meines Hauswesens, dazu die gelegentlichen Besuche des unausstehlichen Prahlers, des Herrn von Rentzow, und endlich die zu erwartenden täglichen Visiten meines Vetters, des Barons — dies Alles zu ertragen wäre ich nicht im Stande; es würde mich gänzlich aufreiben, es wäre ganz unfehlbar mein Tod!"

Der aufs Aeußerste gebrachte Mann rang verzweiflungsvoll die Hände und sank stöhnend in die Ecke des Sophas zurück. Adeline beugte sich zu ihm hinüber und ließ ihre kleine zarte Hand über seine gerunzelte Stirn gleiten.

„Aufreiben würde es Dich wohl gerade nicht, Onkelchen," sagte sie schmeichelnd und schalkhaft.

„O mein bestes Kind, Du hast keine Idee von der jammervollen Schwäche meiner armen Nerven, sonst könntest Du so nicht reden. Es würde mich nicht aufreiben, meinst Du? Ach, glaube mir, selbst der Doctor Klinge — sicherlich das härteste und unbarmherzigste Individuum seiner ganzen barbarischen Zunft — würde meiner dahinschwindenden Lebenskraft das Tragen einer solchen Bürde nicht zumuthen."

„Indeß hatte er doch Recht, lieber Onkel, als er Dir versicherte, daß einiger Zwang Deine Nerven nur stärken würde; Du bist jetzt viel gesünder als früher."

Um die Lippen des Herrn von Hallern spielte ein unsäglich bitteres Lächeln.

„O ja," seufzte er, „bevor die Lebensflamme für immer erlischt, flackert sie gewöhnlich noch ein letztes Mal heller auf. — Ich sage Dir, Adeline, das Maß meiner Leiden ist voll, will ich mir das Leben noch einige Zeit erhalten, so muß ich zu meinem letzten Rettungsmittel greifen."

„Worin besteht denn dieses Mittel, Onkelchen?"

„Du weißt, mein Kind, daß es erst meine Absicht war, Deiner Stiefmutter das neue Haus des Architekten Müller in Uggermünde zu miethen. Sie wollte aber nichts davon hören."

„Du gestandest selber, lieber Onkel, daß der Aufenthalt in Uggermünde wenig Anlockendes habe."

„Sehr wahr, Adeline, Uggermünde ist in der That ein ganz abscheuliches Nest — schlimmer noch, glaube ich, als Ritzebüttel oder Buxtehude — allein, es bleibt mir keine Wahl — ich selbst werde hinüberziehen!“

„Du, Onkel!“

„Ja, mein Kind, es ist mein fester Entschluß, vorausgesetzt nämlich, daß Du Dich überreden lassen könntest, mit mir zu gehen. Wahrlich, ich könnte Dich nicht entbehren. Du würdest meinen kleinen Haushalt überwachen und, was die Hauptsache ist, mir hin und wieder Gesellschaft leisten. Für Dich, meine Liebe, wäre das freilich ein mehr als bescheidenes Loos, denn welche Annehmlichkeit, welche Zerstreuung könnte ich alter kranker Mann Dir wohl bieten? Für mich aber wäre es das höchste Glück, das mir noch zu Theil werden könnte — ich fände endlich, endlich wieder Ruhe! — O dieser unerträglichen Qual los zu sein, nicht mehr durch den abscheulichen Lärm der Kinder belästigt zu werden — hörst Du, wie sie gerade jetzt wieder toben? — und dann *sie* nicht mehr sehen zu müssen, nur Dich um mich zu haben, Dich, die Du so gut und sanft, so genügsam und heiter bist — ach, ich kann Dir gar nicht sagen, Adeline, wie wonnig und leicht es mir bei dem bloßen Gedanken ums Herz wird! — Willst Du mir das Opfer bringen, das ich Dir selbstsüchtiger Weise zumuthe?“

„Onkel,“ rief Adeline mit strahlenden Augen und

flammenden Wangen, „wer wäre wohl froher als ich, wenn Du Deinen Entschluß ausführtest? Ich kenne ja keine größere Freude als die, bei Dir zu sein und Dich pflegen und erheitern zu dürfen, und wenn Du sagst, daß ich Dir sogar unentbehrlich wäre, o dann fühle ich mich ganz stolz und überglücklich!"

„Und, sei aufrichtig, Adeline, Du würdest am Ende auch wenig einbüßen, wenn Du von hier fortgingest?"

„In mehr als einer Hinsicht würde ich gewinnen, das gestehe ich, doch anderseits — die Erwägung, daß meine kleinen Geschwister fast ohne alle Aufsicht wären . . ."

„Pah! laß das die Sorge ihrer Mutter sein. Du hast, um endlich einmal frisch von der Leber weg zu reden, für alle Deine Mühe und Sorgfalt nur Undank zum Lohn erhalten. Die garstigen kleinen Bälge . . ."

Adeline legte halb scherzend, halb schmollend ihre Hand auf des Onkels Mund. Er selbst aber erschrack über die Kühnheit der Lästerung; es war ihm fast zu Muthe, als habe er im Rausch einen unerhörten Exceß begangen; und gewissermaßen hatte er ja auch einen Rausch, den Rausch des Entzückens, hervorgerufen durch die frohe Aussicht auf baldige Erlösung aus aller Pein.

Onkel und Nichte plauderten noch lange mit einander so vergnügt und munter wie nie zuvor. Wie reizend malten sie sich nicht das stille, behagliche Leben aus, das sie mit einander in Uggermünde führen würden.

Tausend kleine Pläne wurden entworfen und berathen, die alle von ihrer Selbstgenügsamkeit und gegenseitigen Liebe eingegeben waren; der Onkel berauschte sich mehr und mehr.

„Ja, so wollen wir es in Uggermünde halten, und so soll uns das abscheuliche Nest doch noch zum Paradiese werden," rief er. „Freilich einen harten Strauß mit meiner Schwägerin wird es noch kosten, aber diesmal will ich stark und tapfer sein wie Hercules!" fügte er hinzu, indem er vom Sopha aufsprang und voll Ausgelassenheit im Zimmer auf und ab tänzelte.

Adeline brach über sein drolliges Gebaren in ein helles Lachen aus. Als er aber, dadurch noch angefeuert, seine sammetne Kappe in die Höhe warf und sie, auf einem Beine balancirend und mit großem Pathos die Worte „Stark und tapfer wie Hercules!" wiederholend, mit dem Zeigefinger auffing, da lachte sie so, daß ihr die hellen Thränen in die Augen traten.

Auf welchem Wege es der Wittwe von Hallern zu Ohren kam, daß ihr Schwager den Entschluß gefaßt habe, sein Haus zu verlassen und nach Uggermünde zu ziehen, ist mir bis zur Stunde ein noch ungelöstes Räthsel. Vielleicht hatte der alte Kammerdiener Schunk, von dem wir wissen, daß er mit seinem Herrn auf einem ziemlich vertrauten Fuße stand, in einem schwachen Augenblick seiner Freundin, der Madame Hellmuth, das hochwichtige

Geheimniß enthüllt, welches diese wiederum unter dem Siegel der Verschwiegenheit dem Stubenmädchen Nannette mittheilte, durch deren Plauderhaftigkeit es leicht zur Kenntniß der Mamselle Elise, der Kammerjungfer der Wittwe, gelangen konnte. Doch widerspricht dieser Annahme die in der That fast peinliche Gewissenhaftigkeit des ehrenwerthen Schunk, und so möchte ich mich denn weit eher der Vermuthung zuneigen, daß Ratti einmal wieder an der Thür seines Onkels gehorcht, wie er es immer zu thun pflegte, so oft Adeline sich bei diesem befand.

Sei dem übrigens, wie ihm wolle, so viel steht fest: Frau von Hallern kannte, als sie am folgenden Tage gegen Mittag zu ihrem Schwager ins Zimmer trat, dessen Plan ganz genau, und wenn sie sich auch stellte, als habe sie keine Ahnung davon, so darf uns dies nicht irre machen.

„Ich fürchte," sagte sie im Laufe des angeknüpften Gesprächs mit besorgter Miene, „ich fürchte, lieber Schwager, daß Ihnen diese gegen Norden gelegene Stube doch im Winter zu kalt sein dürfte."

„Meine früheren Zimmer lagen gegen Süden," sagte der Herr von Hallern halblaut für sich.

„Ich möchte Ihnen den Vorschlag machen, daß Sie, bevor die rauhe Witterung eintritt, doch lieber zwei von den Gemächern wieder beziehen, die Sie in Ihrer übergroßen Güte mir eingeräumt haben."

„Sie hat sich dieselben ohne weiteres angeeignet,“ dachte der Herr von Hallern.

„Wenn Sie das große gelbe Zimmer nähmen und das daran stoßende kleinere — beide sind warm und sonnig, wie Sie es lieben — und die Veränderung wäre ja leicht bewerkstelligt . . .“

„Sehr verbunden für Ihre Freundlichkeit, Frau Schwägerin, indeß . . .“

„Die Mühe des Umzuges würde ich gern ganz auf mich nehmen.“

„Unendlich verbunden, allein ich kann wirklich von Ihrem überaus freundlichen Anerbieten keinen Gebrauch machen, weil — nun weil . . .“

Er schwieg verlegen und wünschte nach Art aller charakterschwachen Leute, die endliche Entscheidung auf eine spätere Zeit zu verschieben.

Inzwischen rückte die Wittwe ihren Stuhl ganz dicht an den Lehnsessel ihres Schwagers und legte mit einem einschmeichelnden, wahrhaft bezaubernden Lächeln ihre schöngeformte, weiche Hand auf seine etwas magere und knochichte.

„Weil?“ fragte sie mit schmelzender Stimme. „Wie verstehe ich dieses Ablehnen und das mich beängstigende „Weil“, lieber Schwager?“

Den Herrn von Hallern überlief es bei dem Druck ihrer weichen Hand und bei dem Klang ihrer weichen

Stimme siedendheiß; denn, es muß hier eingeschaltet werden, die Wittwe hatte schon bei einigen früheren Gelegenheiten einen ganz eigenen Ton zärtlicher Vertraulichkeit gegen ihn angestimmt, und es war ihm dann jedesmal eine seltsame Idee gekommen, als verrathe sich darin die Möglichkeit, daß sie in Bezug auf ihn — er hatte nie den Muth gehabt, den entsetzlichen Gedanken festzuhalten, aber es war ihm, so oft ihm derselbe durch den Kopf fuhr, so angst geworden, als sei die ganze Welt voll von heirathslustigen Wittwen mit ganzen Legionen von tobenden Kindern, die es alle mit unerbittlicher Beharrlichkeit darauf abgesehen hätten, ihn unter das Ehejoch zu bringen. Die nämliche Angst beschlich ihn auch jetzt wieder, die heirathslustigen Wittwen und die zahllosen tobenden Kinder tanzten gleich schreckhaften Spukgestalten vor seinen wirren Blicken auf und ab und zerrannen dann unter grauenhaften Verzerrungen und teuflischem Hohngelächter in ein wildes, wüstes Chaos.

War nun jene Idee wirklich mehr als eine bloße Mißgeburt seiner aufgeschreckten Phantasie, hatte in der That seine Schwägerin Pläne entworfen, die in so entsetzlicher Weise seine Freiheit bedrohten, so war es auch um so unumgänglicher nothwendig, sein Heil in der Flucht zu suchen. Diese Betrachtung drängte sich ihm plötzlich mit überwältigender Macht auf, er raffte seinen ganzen Muth zusammen, er gedachte seines Entschlusses,

stark und tapfer sein zu wollen wie Hercules, und sagte mit leidlicher Festigkeit in Ton und Benehmen:

„Frau Schwägerin, ich halte es für richtig, ganz offen mit Ihnen zu reden. Ich kann Ihr wohlgemeintes und dankenswerthes Anerbieten nicht annehmen, weil ich mich entschlossen habe, Ihnen auf einige Zeit dieses Haus zur ganz ausschließlichen Benutzung zu überlassen, selbst aber, - weil ich die Annehmlichkeiten des Stadtlebens genießen möchte, nach Uggermünde zu ziehen."

Das inhaltsschwere Wort war gesprochen; dem armen Manne war es, als habe er sich selbst damit einen betäubenden Schlag versetzt; er sank wie vernichtet in den Sessel zurück und schloß die Augen.

Daß er die Augen schloß, war recht schlimm. Hätte er sie offen behalten, so würde er haben sehen und verhindern können, daß die Wittwe sich noch näher zu ihm hinüber beugte und ihr schönes Köpfchen mit sanfter Hingebung an seine Brust sinken ließ. Nun ruhte einmal die süße Last da, und als er es gewahr wurde, gab es keine Möglichkeit mehr, sich ihrer in guter Manier zu erledigen. Ein jäher Schrecken durchzuckte alle Glieder des beklagenswerthen Herrn von Hallern.

„Gehen Sie nach Uggermünde," flüsterte mit bebender Stimme die Wittwe, „gehen Sie nach London, nach Peking, ziehen Sie, wenn Sie wollen, nach einer unbewohnten Insel oder in irgend eine Wüste — nur

seien Sie barmherzig und stoßen Sie mich nicht von sich!"

„Sie von mir stoßen?" stöhnte der Herr von Hallern. Für sich fügte er hinzu: „Ach könnt' ich es nur!"

„Wohin Sie auch immer gehen, gestatten Sie mir, Sie als treue Pflegerin zu begleiten," fuhr die Wittwe mit wachsender Zärtlichkeit fort. „Es ist mir nun einmal zur süßen Gewohnheit geworden, für Sie Sorge zu tragen, und nicht missen möchte ich den Trost, der für mich in dem Bewußtsein liegt, durch meine unausgesetzten Bemühungen doch ein Geringes zur Förderung Ihres Wohlseins und Ihrer Bequemlichkeit beizutragen. In welcher anderen Weise könnte ich auch die innige Dankbarkeit bethätigen, die ich Ihnen schulde? Wie könnte ich die warmen Gefühle — ach ich weiß nicht, was ich rede — wo ist meine Selbstbeherrschung, mein früherer Stolz, mein . . . Gott im Himmel, wie bin ich doch unglücklich!"

Hier brach die Wittwe in ein heftiges Schluchzen aus; dem Herrn von Hallern aber traten die hellen Schweißtropfen auf die Stirn.

„Liebe Schwägerin," bat er dringend, „ich beschwöre Sie, beruhigen Sie sich!"

„Beruhigen Sie mich, Sie böser Mann, beruhigen Sie mich!" rief die Wittwe, indem sie ihr Haupt langsam wieder emporrichtete.

„Von Herzen gern thät' ich es, wenn ich nur wüßte . . .“

„Sagen Sie, daß Sie mich nicht von sich stoßen, daß Sie mir erlauben wollen, Sie nach Uggermünde zu begleiten.“

„Nach Uggermünde? — Unmöglich! — Bedenken Sie . . .“

„So geloben Sie mir, daß Sie hier bleiben wollen, geloben Sie es mir hoch und theuer, oder Sie bringen mich dahin, daß ich mir ein Leides thue!“

Ihr ganzer Körper zitterte und bebte krampfhaft wie unter einer furchtbaren inneren Aufregung, sie barg das von Thränen benetzte Antlitz in den Händen und wiegte den Kopf hin und her wie eine Verzweifelnde.

„Nach dem Schmerzenserguß dürfte jetzt der Wuthausbruch folgen,“ dachte der Herr von Hallern, „diesem aber will ich doch aus Schonung meiner armen Nerven vorbeugen.“

„Nun, nun, liebe Schwägerin,“ sagte er in beschwichtigendem Tone, „noch bin ich ja da, und was die Uebersiedelung nach Uggermünde betrifft — wir wollen das gemeinschaftlich und in Ruhe besprechen.“

„Sie gehen also nicht fort?“ rief mit erkünsteltem Entzücken die Wittwe, indem sie seine beiden Hände ergriff und sich darüber niederbeugte, als wolle sie dieselben küssen.

„Ich wollte sagen, beste Schwägerin . . .“

„Nur keinen Widerruf, ich ertrüge einen solchen nicht!“

„Bis auf Weiteres bleibe ich hier, verlassen Sie sich darauf.“

„Das ist nur eine halbe Zusage, und ich will eine vollgültige.“

Der Herr von Hallern dachte nicht im Entferntesten mehr daran, stark und tapfer zu sein wie Hercules.

„Nun, in Gottes Namen denn,“ rief er, „nehmen Sie die Zusage für vollgültig und bindend — ich — ich kann nicht mehr!“

Er konnte in der That nicht mehr; er sank matt und gebrochen in sich zusammen und stöhnte gleich einem Sterbenden.

Erst als einige Stunden später Adeline wieder bei ihm war und ihm in ihrer gewohnten liebreichen Weise sanfte Trostesworte zuflüsterte, erstarkten nach und nach seine erschlafften Lebensgeister.

„Ach, mein Kind,“ sagte er mit einem seltsamen Gemisch von ohnmächtigem Grimm und stumpfer Ergebenheit, „was hat mir nun mein so oft in Erwägung gezogener, mein so vielversprechender Ausweg geholfen? Er ist mir auf immer versperrt worden, und — leider! — er war der letzte.“

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß der Herr

von Hallern nie wieder in die Selbsttäuschung verfiel, welcher er sich hinsichtlich seines letzten Ausweges hingegeben hatte. Dagegen begann schon jetzt in der Tiefe seiner Seele eine Ahnung aufzudämmern, daß es doch vielleicht noch einen allerletzten gebe. In der Folge wird der geneigte Leser auch diesen kennen lernen, vor der Hand jedoch möge derselbe noch wohlverborgen unter dem Schleier des Geheimnisses ruhen, der auch so manches Andere in dieser wahren Geschichte verhüllt.

Es dürfte vielleicht eine oder die andere sorgsame Hausfrau unter meinen geehrten Leserinnen zu wissen begehren, ob der Herr von Hallern, noch bevor die rauhe Herbstwitterung eintrat, seine gegen Norden gelegenen Zimmer mit dem gegen Süden gelegenen großen gelben und dem daran stoßenden kleineren vertauschte.

O nein, mit dem Herrn von Hallern war es so weit gekommen, daß er ohne Murren sich mit einer Bedientenkammer begnügt hätte, vorausgesetzt, daß man ihn dort nur in Ruhe gelassen; und was die Wittwe betrifft, so that sie seltsamer Weise des in Vorschlag gebrachten Umzuges gar nicht mehr Erwähnung; ja sie schien vollständig vergessen zu haben, daß je davon die Rede gewesen. Und hätte sie es vergessen, so wäre das wahrlich kein Wunder zu nennen, denn andere Dinge von ungleich größerer Wichtigkeit lagen ihr fortwährend im Sinn und nahmen alle ihre Gedanken in Anspruch.

Zur Ergänzung des oben angeführten Gespräches mag einer der Hauptgegenstände ihres unruhigen Brütens hier in aller Kürze berührt sein.

Der Herr von Hallern hatte sich keineswegs geirrt, wenn er argwöhnte, daß sich seine Schwägerin mit Heirathsgedanken trage. Sie hatte solche in der That schon lange gehegt. Nicht als ob die Wittwe für ihren Schwager eine zarte Neigung gefaßt hätte — o bewahre! — aber andere Erwägungen hatten ihre Wünsche und Hoffnungen in diese Bahn gelenkt.

Von jeher galten nämlich Georg und Adeline für die dereinstigen Haupterben ihres Onkels, wogegen die Kinder der Wittwe nur auf einen sehr geringen Theil seines Nachlasses zu rechnen hatten. Es war dies in Anbetracht der schwärmerischen Liebe, welche der Herr von Hallern für Georg's und Adelinen's Mutter empfunden hatte, sehr glaublich und mehr als wahrscheinlich. Auch war vielfach von einem Testament die Rede gewesen, durch welches der Herr von Hallern über sein großes Vermögen in diesem Sinne schon endgültig verfügt haben sollte.

An der Existenz dieses Testaments zweifelte die Wittwe nicht im mindesten.

Wir kennen aber ihren Haß gegen die Stiefkinder; darf es uns daher Wunder nehmen, daß der Gedanke an das glänzende Loos, welches ihnen der Schwager zugedacht, ihr alle Ruhe raubte?

Wir kennen auch ihre übertriebene Liebe für die eigenen Kinder; darf es uns also befremden, wenn die Erwägung, daß dieselben mit einem kärglichen Almosen abgefunden werden sollten, in ihrem Herzen Gefühle der bittersten Art hervorrief?

Wie aber dem drohenden Unglück vorbeugen?

Dadurch etwa, daß sie Mittel ersinne, Georg und Adeline nach und nach aus des Oheims Gunst so sehr zu verdrängen, daß er sich aus diesem Grunde zu einer Aenderung des Testaments verstehen dürfte? Hinsichtlich Georg's war es ihr zwar schon gelungen, eine gewisse Verstimmung bei dem Schwager hervorzurufen, doch in Bezug auf Adeline — davon war sie überzeugt — würde es ihr nie gelingen. Auch war die Abneigung des Schwagers gegen ihre Kinder unverkennbar eine zu große, als daß sie hätte erwarten dürfen, ihn jemals dahin zu bringen, daß er zu ihren Gunsten nennenswerthe Abänderungen seiner letztwilligen Verfügungen treffe.

Nein, zu diesem ersehnten Ziele konnte nur ein Weg führen, und sie war fest entschlossen, ihn zu betreten. Auch zweifelte sie keinen Augenblick, daß der schwache, charakterlose Mann über kurz oder lang ihren fortgesetzten, von der Macht ihrer Reize unterstützten Bemühungen widerstandslos erliegen müsse.

Wir dürfen annehmen, daß ihr letzter Erfolg wesentlich dazu beitrug, sie in ihrem Glauben zu bestärken.

Frau von Rentzow und ihre Tochter Gabriele waren nicht die Einzigen, die nach dem Tode der Baronin das Schloß Rietenau verließen. Auch Georg und Lucius brachen jetzt auf, um, begleitet von ihrem Präceptor, einem sehr gelehrten und achtungswerthen alten Herrn, nach der Hauptstadt zu ziehen, wo sie ihre Studien gemeinschaftlich fortsetzen sollten.

So hatte es der Baron gewollt — warum? — das vermochten die beiden jungen Freunde nicht zu ergründen, denn sie hatten noch keine Ahnung von seinen Plänen und konnten unmöglich errathen, daß ihr Verbleiben auf dem Schloß ihm unter Umständen höchst lästig hätte werden können. Zwar war es Schicklichkeits halber nothwendig, die Ausführung jener Pläne eine geraume Zeit zu verschieben, und der gute Baron hätte also auch vorläufig keine Störung von Seiten seines Sohnes und seines Neffen zu befürchten gehabt, doch einmal mußte er sie ja doch fortschicken, und da durfte es immerhin weniger auffallend erscheinen, wenn dies jetzt gleich geschähe.

Die letzten Tage, welche Georg und Lucius in ihrer Heimath verlebten, waren für sie keine angenehmen. Ohnehin schon voll Trauer über den herben Verlust, welchen sie durch den Tod der Baronin erlitten hatten, mußten sie nun auch noch von allen Uebrigen, an denen ihr Herz hing, auf lange Zeit Abschied nehmen. Wie schwer aber wird nicht in jeder Periode des Lebens das

Scheiden von Solchen, die wir am allermeisten lieben; wie schwer nicht namentlich in der Jugend, wo das Herz noch mit voller, ursprünglicher Empfänglichkeit allen Eindrücken offen ist.

Der letzte Gang nach der Waldkathe war für Georg ein sehr schmerzlicher. Pauline saß auch diesmal unter der Veranda mit den jetzt fast entlaubten Schlingpflanzen. Die Witterung war rauh und unfreundlich, am Himmel zogen graue Regenwolken, und der kalte Herbstwind wirbelte die abgefallenen dunkelrothen Blätter der Waldrebe empor und warf sie dem jungen Mädchen wie höhnend in den Schoß; es war gerade, als wolle er damit sagen: So welkt und stirbt alles Geschaffene, so wird auch dereinst deine Jugend und Schönheit, so wird jede Hoffnung, jede Freude in deinem Herzen welken und sterben. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, und als die geliebte Gestalt Georg's endlich um die Waldecke bog, sah sie dieselbe nur wie durch einen dichten, grauen Schleier.

Wir wollen uns bei dem Abschied der beiden jungen Leute nicht aufhalten. Wenig wurde zwischen ihnen gesprochen; und was hatten sie sich auch zu sagen, da sie ja doch den Muth nicht besaßen, sich zu gestehen, was vor Allem sich ihnen auf die Lippen drängen wollte: daß sie sich heiß und innig liebten?

Und nun kam auch der alte Birkhold herbei und trieb sie unter der Betheuerung, daß sie sich erkälten

würden, ins Haus. Auch ihn schmerzte das Scheiden von Georg, er war zerstreuter denn je und beging die tollsten Dinge. Als Andenken, und damit Georg in der Hauptstadt seine botanischen Kenntnisse gelegentlich auffrischen möge, schenkte ihm der alte Herr ein sehr sorgfältig hergerichtetes Herbarium. Er fügte auch noch ein neues und höchst vortreffliches botanisches Werk in Taschen-Format hinzu — so sagte er wenigstens, indem er seinem jungen Freunde ein in Papier gewickeltes Buch in die Hand schob.

Das Buch war nun freilich, wie sich später herausstellte, kein botanisches Werk, sondern ein Paulinen gehörendes Märchenbuch von Andersen, doch es hatte darum, wie ich versichern darf, in Georg's Augen keinen geringeren Werth, zumal es auch eine Menge von getrockneten Blumen enthielt, welche Pauline als Erinnerungszeichen hineingelegt hatte. Georg behielt es mit ihrer Genehmigung, und wir dürfen unbedingt annehmen, daß es in der Folge weit mehr dazu beitrug, seine botanischen Kenntnisse aufzufrischen, als es das ihm zugedachte Werk vermocht hätte.

Auf Drage war der Abschied fast nicht weniger schmerzlich. Georg traf den Onkel in einer so gedrückten Stimmung, wie er sie noch nie an ihm wahrgenommen hatte. Dies war ganz natürlich, denn der Herr von Hallern konnte sich noch nicht mit dem schrecklichen Ge-

danken aussöhnen, daß ihm sein letzter Ausweg versperrt worden sei. Georg aber bezog die Einsilbigkeit des Oheims auf das früher zwischen ihnen Vorgefallene, und er sagte sich mit tiefer Betrübniß, daß die dadurch hervorgerufene Entfremdung wohl nie wieder schwinden werde. Und er wurde in dieser Annahme bestärkt, als der Onkel den letzten Augenblick noch benutzte, um ihm Vorwürfe zu machen.

„Zufällig habe ich vernommen," sagte dieser in ärgerlichem Tone, „daß Du gestern wieder in der Waldkathe warst."

Beiläufig sei hier bemerkt, daß Ratti dies ausgekundschaftet, und die Wittwe es ihrem Schwager mitgetheilt hatte.

„Ich war dort, um dem Herrn Birkhold und Paulinen lebe wohl zu sagen," räumte Georg freimüthig ein.

„Ich habe Dich indeß wiederholt und dringend gebeten, nicht hinzugehen, Georg; ich habe Dir den Umgang mit jenen Leuten verboten."

„Allerdings, Onkel, da Du aber den Grund dieses Verbots nicht nanntest . . ."

„Ei sieh doch! es bedarf also, um Euch jungen Menschen ein so geringes Zugeständniß abzunöthigen, einer Darlegung von Gründen! In meiner Jugend war das anders; da reichte eine Bitte aus, und, wenn diese nicht, so doch ein Befehl. Nun meinetwegen, thu' was

Du nicht lassen kannst. Ich habe Dir gesagt, daß ich unter allen Menschen, mit denen ich während meines Lebens in nähere Berührung gekommen bin, den ehemaligen Advocaten Birkhold für den einzigen durchaus verworfenen halte. Damit war mein Begehren, sollt' ich meinen, genugsam motivirt, andere Gründe aber wirst Du mir nie abtrotzen. Und nun genug davon; meine Nerven sind heute entsetzlich angegriffen, ich vertrage keine Aufregung."

Sie schieden mit großer Kälte von einander. Beide litten darunter, der Onkel vielleicht am meisten. Er fragte sich später mit Verwunderung und Verdruß, wie es denn eigentlich komme, daß er gegen Georg einen so gereizten Ton anstimme. Daß dies die wiederholten Einflüsterungen der Schwägerin bewirkt hatten, fiel ihm gar nicht ein; sie hatte dieselben auch stets so schlau mit lobenden Bemerkungen zu paaren gewußt, daß der harmlose Mann sie nie für das genommen hatte, was sie wirklich waren.

Georg's Scheiden von seinen übrigen Angehörigen auf Drage war von sehr gemischten Gefühlen begleitet. Natti und Matti erhielten noch zu guter Letzt von ihm ein paar tüchtige Maulschellen, weil sie, um das von ihnen mit Jubel begrüßte Abschiedsfest würdig zu begehen, hinter dem Stall eine Masse von Stroh und dürrem Reisig zusammengeschleppt und dann ein Freudenfeuer angezündet hatten, das, angefacht von dem heftigen Winde,

hoch emporloderte und auf ein Haar eine Scheune in Brand gesteckt hätte. Georg würde sich indeß nicht zum Strafrichter aufgeworfen haben, hätte es ihn nicht gedrängt, seine arme Schwester Adeline zu rächen, die in seiner Gegenwart von der aufgebrachten Stiefmutter einen eben so derben als unverdienten Verweis empfing, „weil sie wieder einmal ihre jüngeren Geschwister ohne Aufsicht gelassen und dadurch beinahe eine Feuersbrunst verursacht hatte.“

Dies führte ferner zu einem heftigen Auftritt zwischen Georg und der Stiefmutter. Da derselbe indeß unter vier Augen im Boudoir der Letzteren stattfand, und Niemand später etwas Genaueres darüber erfuhr, so kann auch ich keinen ausführlichen Bericht darüber erstatten. Georg's Antlitz war aber, als er nach einer halben Stunde das Zimmer der Wittwe verließ, todtenblaß, und seine Lippen zitterten, indem er leise vor sich hin murmelte: „Ihren Fluch! — nun den Fluch einer Stiefmutter — einer *solchen* Stiefmutter kann ich tragen — und doch — daß es dahin kommen mußte!“

Er hatte dann noch eine lange Unterredung mit Adelinen. Er beschwor sie, in ihren Briefen ihm rückhaltlos Alles mitzutheilen, was zwischen ihr und der Stiefmutter noch vorfallen würde; und sie gelobte es ihm unter heißen Thränen und zärtlichen Umarmungen. Es war ihr, als müsse ihr das Herz brechen vor Schmerz

über die Trennung von dem geliebten Bruder, dem einzigen Beschützer.

Daß übrigens auch das Scheiden von Lucius ihr nicht leicht wurde, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Sie hatten sich, in der ganz gleichen Weise wie Tags zuvor Georg und Pauline, Lebewohl gesagt, nur überwog bei ihnen die Befangenheit noch mehr. Kaum daß Lucius die Frage zu thun wagte, ob wohl hin und wieder ein paar Zeilen zwischen ihnen gewechselt werden dürften, eine Frage, die schließlich in Anbetracht ihrer nahen Verwandtschaft von Adelinen bejahend entschieden wurde.

---

## Siebentes Kapitel.

Seit den Begebenheiten, über welche wir zuletzt berichteten, sind mehrere Jahre verflossen. Vieles ist während dieses langen Zeitraums an den Orten, wo unsere Geschichte spielt, anders geworden; ja stellenweise hat sich sogar die Physiognomie der Gegend selbst in nicht unerheblicher Weise geändert. So ragt jetzt auf einem nackten Sandhügel bei Roßhag ein stattlicher Leuchtthurm von gewaltigem Umfange und beträchtlicher Höhe empor; so begegnet dem Auge des Wanderers auf der lieblichen Anhöhe bei Eichthal, statt der öden Brandstätte, die wir früher dort sahen, eine freundliche Villa, umgeben von Gartenanlagen, welche sich vom Walde droben bis hinunter an den Fuß der Hügelkette ausdehnen.

Wir wissen, daß Goßner es ist, der diese Bauten und Anlagen hat herstellen lassen. Es war dies für ihn mit großem Aufwande an Geld und Mühe verbunden. Namentlich hatte er mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, bis er die Erlaubniß erwirkte, den Leuchtthurm zu bauen. Der Baron, auf dessen Grund und Boden dieser steht, war sehr

dagegen, und sein Einfluß auf das Admiralitäts-Collegium, oder vielmehr auf den höchsten Beamten dieses Collegiums, von welchem die Entscheidung vorzugsweise abhing, erwies sich als keineswegs unbedeutend. Dennoch blieb Goßner in dem langen Streit endlich Sieger; man sagt, weil er Mittel in Anwendung brachte, die — — ei nun, Mittel, die ich aus angebornem Respect vor hohen Beamten, und weil ich dem Geschwätz der Leute mißtraue, lieber gar nicht nennen will.

Mag dem auch sein, wie ihm wolle, Eines steht fest — der Leuchtthurm nämlich. Den bringt Niemand wieder weg, selbst der Teufel nicht, so oft auch der Baron diesen inbrünstig gebeten hat und noch bitten mag, ihn zu holen.

An seiner inneren Vollendung — ich rede vom Leuchtthurm und nicht vom Baron — fehlt noch Vieles, namentlich aber das weithin strahlende Licht, das die Seefahrer von den Sandriffen der Küste fernhalten soll. Bald jedoch wird Alles fertig sein, und Goßner hofft, daß von dem Augenblick an, wo durch den Inductionsfunken des elektro-magnetischen Stromes die Kohlenspitzen seiner wunderbar sinnreichen und mit großen Kosten hergestellten Maschine leuchtend werden, kein Schiff jemals mehr an diesem Gestade von dem Unfalle betroffen wird, welches vor Jahren die Hertha und noch im vorigen Spätherbst eine norwegische Brigg ereilte.

Goßner selbst hat sich wenig verändert. Auch seine Lebensweise ist fast noch immer die nämliche; denn obwohl er jetzt nicht mehr die Hütte des Fischers Steffen, sondern seine neue, prächtige Villa bewohnt, so verbringt er doch auch hier seine Tage in gänzlicher Abgeschiedenheit.

Oft sieht man ihn mit düsterer Miene, tief gebeugtem Haupte und auf dem Rücken gekreuzten Händen bald hie, bald da in der Gegend umherwandeln, am häufigsten am Strande bei Roßhag, wo die Stelle bei den zwei Felsblöcken noch immer eine eigenthümliche Anziehungskraft auf ihn zu üben scheint. Und wer dem finsteren Manne auf diesen einsamen Spaziergängen begegnet, weicht ihm gern aus, denn er darf sicher sein, daß sein Gruß, wenn überhaupt von ihm beachtet, in sehr unfreundlicher Weise erwiedert würde.

Ab und zu kehrt Goßner in der Waldkathe ein, doch immer nur auf wenig Augenblicke. Der alte Birkhold ist stets erfreut, ihn zu sehen, doch in der Gunst Paulinens steht er, wiewohl sie sich nach und nach mit seinem unheimlichen Wesen mehr ausgesöhnt hat, noch immer nicht besonders hoch. Sonst hat er, wie gesagt, so gut wie keinen Umgang, und in seinem wunderschönen Hause empfängt er niemals Besuch.

Die Leute in der Umgegend fragen sich verwundert, zu welchem Zweck er dieses denn wohl eigentlich gebaut hat, da doch als Klause für einen Einsiedler die Hütte

des alten Steffen mehr als groß und schön genug wäre. Manchem will es auch aufgefallen sein, daß Goßner von der Villa spricht, als gehöre sie nicht einmal so recht eigentlich ihm, und als lebe er nur als zeitweiliger Gast darin.

Ueberhaupt werden in Betreff Goßner's eine Menge von Randglossen gemacht. Es hat sich allmählich die Anschauung Eingang verschafft, als laste auf seinem Gewissen ein schweres Verbrechen, und man darf sich hierüber nicht wundern, denn allerdings hat er selbst nicht wenig dazu beigetragen, indem er ungescheut durchblicken ließ, daß das Erbauen des Leuchtthurms ein Act der Sühne sei.

Doch welcher Art ist das von Goßner verübte Verbrechen?

Diese Frage hat seine Nachbarn vielfach beschäftigt; endlich sind sie übereingekommen, ihn, weil er sich mehrere Jahre lang in Louisiana und Texas aufgehalten hat, als ehemaligen Sklavenhändler zu brandmarken. Und damit hat es denn für jetzt sein Bewenden, zumal auch der alte Steffen, so oft er darüber befragt wurde, eine sehr geheimnißvolle Miene annahm, den Frager lange und verschmitzt anblinzelte und ihm dann, indem er sich auf der rechten Ferse umdrehte, seine breite Kehrseite zeigte. Damit sollte doch offenbar gesagt sein: „Du hast Recht, Freund, Sklavenhändler ist er allerdings gewesen, doch belästige mich nicht mit weiteren Fragen, denn obwohl

ich von Allem genau unterrichtet bin, darf ich doch nicht reden."

Zwischen Goßner und Steffen bestand noch immer das alte Verhältniß. Der Letztere war dem Ersteren ganz unentbehrlich geworden. Warum? — das kann ich wirklich nicht sagen. Sie stritten sich alle Tage; und vielleicht war gerade dies dem jähzornigen, zum Poltern geneigten Goßner ein Bedürfniß. Oft überschüttete er seinen sonderbaren Gesellschafter mit einer Fluth von Schimpfreden und Flüchen, und drohte in ingrimmigster Weise, ihn zum Teufel jagen zu wollen. Das ließ sich dann der Fischer ruhig gefallen, er tupfte sich nur mit ironischer Miene auf die Stirn, als wolle er sagen: „Weiß schon, wo es Dir fehlt, Kamerad, und darum laß ich Dich reden." Hatte aber endlich der Sturm bei Goßner ausgetobt, so war die Reihe an Steffen, und er gab Jenem, wie er sich ausdrückte, die volle Lage zurück.

„Mich nennen Sie 'nen Seeraben, 'nen alten zotteligen Seelöwen," sagte er, „schon recht, Herr Goßner, aber dann sind Sie, mit Verlaub, ein alter bissiger Haifisch! — Mich heißen Sie zur Hölle segeln — nun, meinetwegen, aber dann seien Sie auch so gefällig, mir als Lootse zu dienen, denn, damit Sie's nur wissen, das Fahrwasser kenn' ich nicht. Und was das Herz anbelangt, Herr Goßner, das kann unter der Theerjacke eben so viel Pöintenöhr haben wie unter dem feinsten Frack,

das will ich Ihnen nur sagen. So, jetzt will ich mit Ihrer Erlaubniß die Anker lichten, denn wir könnten einander sonst noch die Takelage unklar machen, und so weit sollt's doch unter Freunden nicht kommen."

Das Ende vom Liede war jedesmal, daß Goßner dem alten Seemann ein Geldstück in die ungeheure Tatze drückte und ihm den guten Rath ertheilte, sich mit einem Glase Grog den Aerger hinunterzuspülen. Das that denn auch in buchstäblichem Sinne der brave Steffen. Er schlenderte nach der kleinen Schenke hinunter, die unweit Uggermünde am Strande lag, und vertrank mit andern seines Gleichen die reichliche Gabe.

Im Laufe der Zeit verkaufte Steffen auf Goßner's wiederholte Aufforderung seine Hütte mit allem darin befindlichen Hausgeräth und zog auf die Villa, wo er eine Stellung einnahm, die ich nicht besser zu bezeichnen weiß, als indem ich sage, daß sie zwischen der eines bevorzugten Haushofmeisters und der eines schlecht behandelten Kettenhundes hin und her schwankte.

Eine Hoffnung belebte trotz vielfachem Ungemach immer wieder den Muth des Seemanns, die Hoffnung nämlich, durch Goßner's Fürsprache zum Wärter des Leuchtthurms ernannt zu werden, wenn einst die Stelle zu besetzen sei. Er sah hierin das Ziel eines erhabenen Strebens und sprach sich oft gegen seine früheren Kameraden mit erklecklicher Wichtigthuerei darüber aus, welch

ungeheure Verantwortlichkeit er zu übernehmen gedenke, wie lohnend aber auch das stolze Bewußtsein sei, einen solchen Vertrauensposten ausfüllen zu können.

---

Auf Schloß Rietenau ist nichts mehr beim Alten; dafür hat die jetzige Herrin des Schlosses, die schöne Gabriele, Sorge getragen.

Wenn ein älterer Wittwer, mag er seine erste Frau auch noch so sehr tyrannisirt haben, ein junges Mädchen heirathet, in das er sterblich verliebt ist, so kommt er unter den Pantoffel. Dies soll, wie mir kluge Leute gesagt haben, eine fast ausnahmslose Regel sein; und an dem Baron von Werthheim bewährte sie sich jedenfalls glänzend. Die junge Baronin zeigte sich eigenwilliger und herrschsüchtiger, als es ihr früheres heiteres und sorgloses Wesen hatte voraussehen lassen, und sie fand sich trefflich secundirt durch ihre Eltern, die beide auf dem Schloß ihren bleibenden Wohnsitz aufgeschlagen hatten.

Die Eltern besaßen, wie wir wissen, sehr verschwenderische Gewohnheiten, die Tochter that es ihnen in dieser Hinsicht noch zuvor, und die angeborne Kargheit des Barons entsetzte sich über die kostspieligen Neuerungen, die nach und nach in seinem Hause eingeführt wurden.

Der mürrische Mann fügte sich übrigens nicht ohne

Widerstand dem strengen Regiment; es kam zwischen ihm und seiner schönen Frau, weit öfter noch zwischen ihm und seinen Schwiegereltern zu harten Zusammenstößen. Er zog dabei aber jedesmal den Kürzeren und hatte dazu noch den Aerger, immer und immer wieder hören zu müssen, daß wenn ein schönes junges Mädchen einem alten Manne ihre Neigungen zum Opfer bringe, sie doch zum Ersatz dafür auf einige Berücksichtigung ihrer kleinen Launen sollte rechnen dürfen. Und man pflegte hinzuzufügen, daß ein neuer Schmuck, ein ländliches Fest, eine Badereise u. s. w. doch Dinge seien, auf welche eine Dame in der Stellung einer Baronin von Werthheim unter allen Umständen den gerechtesten Anspruch erheben dürfe.

So hatte ihn denn Gabriele nicht aus Liebe geheirathet? O nein, sie hatte ihm ihre Jugend, ihre Neigung zum Opfer gebracht; man äußerte es nicht so unumwunden, wie wir es soeben thaten, doch man gab es deutlich genug zu verstehen.

Der neue Schmuck wurde angeschafft, das ländliche Fest wurde arrangirt, man reiste ins Bad, der Baron gab ein horrendes Geld aus — und was war der Lohn für seine Willfährigkeit? Die Erhaltung des häuslichen Friedens etwa? O glaubt das nicht; dieser wurde fortwährend durch etwas gestört, was ihm noch weit mehr Schmerz verursachte, als die Plünderung seines Geldkastens.

Wir haben aus dem Vorhergehenden seine eifersüchtige und mißtrauische Gemüthsart kennen gelernt, wir haben gesehen, wie sehr er schon zu einer Zeit, da ihm doch nur der kecke Uebermuth eines Knaben feindselig in den Weg trat, zu kleinlicher Spionage hinneigte; seit seiner Verheirathung jedoch hatte sich sein unseliger Hang zum Argwohn und zum Belauern bedeutend gesteigert, denn nun war es Gabriele selber, die demselben reichliche Nahrung bot.

Die junge Baronin war in der That sehr coquett und sehr vergnügungssüchtig. Sie litt auf dem großen, öden Rietenau schrecklich an langer Weile, denn Gesellschaft war ihr unentbehrlich, Zerstreung Lebensbedürfniß. Und eine kleine Zerstreuung versprach doch immer das neckische Spiel, durch welches sie es dahin brachte, diesen oder jenen jungen Mann in sich verliebt zu machen, um ihn dann mit ihrer Sprödigkeit recht gründlich zu quälen und ihn endlich, wenn er, getrieben von heißer Liebesgluth, ein Geständniß wagte, mit Hohn und erkünstelter Entrüstung abzufertigen.

Und sie verstand es trefflich, dieses neckische, grausame Spiel. Ihr ungezwungenes, zu kühnen Schmeichelworten anreizendes Geplauder, ihr ermunterndes Lächeln, ihre Blicke, so voll von entzückender Schelmerei und glückverheißendem Entgegenkommen, ein plötzliches Erröthen, ein schmachtender, wie in süßem Selbstvergessen hervorgestoßener Seufzer — welcher Mann, er müßte denn schußfest sein

gegen Amors Pfeile, was aber leider kein einziger ist, vermöchte wohl solchen Verlockungen zu widerstehen?

Des Barons lauerndes Auge sah das Alles; er litt darunter Höllenqualen. Er machte seiner Frau Vorwürfe; sie lachte ihn aus. Ob denn jeder noch so unschuldige Scherz ihr untersagt sei? Ob sie die Leute, wenn sie mit ihnen rede, gar nicht ansehen dürfe? Ob er wirklich von ihr verlange, daß sie wie ein dummes Gänschen dasitze, ohne ein Wort über die Lippen zu bringen, oder den Blick vom Boden zu erheben? Er solle sich doch hüten, wieder in die nämliche Narrheit zu verfallen, durch welche er sich erst in Wiesbaden, das Jahr darauf in Kissingen dem Gespötte der Badegäste blosgestellt habe.

Welcher Art die Erlebnisse in Wiesbaden und Kissingen waren, auf die seine Frau so zuversichtlich anspielte, kann man sich denken. Die Details hier anzuführen, wäre daher auch unnöthig. In Wiesbaden war ein junger russischer Fürst von großem Reichthum, in Kissingen ein französischer Marquis von sehr lockeren Sitten der Gegenstand der Eifersucht unseres Barons. Und dieser benahm sich hier wie dort so ungeschickt wie möglich. Statt entweder seine Eifersucht tief im Innersten seines Herzens vor aller Welt Augen sorgfältig zu verbergen, oder den kecken Anbetern seiner Frau die Spitze zu bieten, legte er sich, weil es ihm zum Ersteren an Selbstbeherrschung, zu Letzterem an Muth gebrach, aufs Lauern

und Spioniren. Daß er in dieser Weise den Fluch der Lächerlichkeit auf sich lud, war natürlich.

Die Hindeutung auf Wiesbaden und Kissingen regte denn auch jedesmal dem Baron die Galle auf, und sie erfolgte Seitens der Baronin nie, ohne daß er ihr in brüsquer Weise den Rücken kehrte und das Zimmer verließ.

Der arme Baron! Mehr als einmal mochte ihm, wenn er mit gerunzelter Stirn, starr auf den Boden gehefteten Augen und fest zusammengepreßten Lippen in seinem Arbeitscabinet auf und ab schritt, das Sprichwort in den Sinn gekommen sein: In Eile gefreit, mit Muße bereut.

Oder war es zugleich auch das böse Gewissen, das seinen Zügen ein so überaus düsteres Gepräge von nagender Qual verlieh? Ja, gewiß gedachte er wohl manchmal mit einer Anwandlung von Reue und schmerzlicher Wehmuth seiner ersten Frau, der sanften, hingebenden Agnes, die ihm auch dann noch treu und beharrlich ihre Liebe bewahrte, als er schon längst vergessen, wie warm er einst auch sie geliebt in den Tagen der Jugend und des Glücks. Schwer hatte er sich an ihr versündigt, schwer mußte er nun dafür büßen.

Seit Rudolf aus dem Vaterhause gleichsam verwiesen worden, und ihm Lucius und Georg nach der Residenz gefolgt waren, hatte keiner von ihnen die Schwelle des Schlosses jemals wieder überschritten. Den Söhnen war

die Nachricht von der zweiten Heirath des Vaters durchaus unerwartet gekommen. Rudolf gerieth darüber in Wuth, denn seine Liebe zu der schönen Gabriele war durch neuere Eindrücke keineswegs verdrängt worden, er hatte vielmehr die Hoffnung auf endliche Erhörung mit zäher Ausdauer genährt, und nur mit blutendem Herzen sah er sie jetzt auf immer vereitelt. Die Erwägung aber, daß es Eifersucht war, was seinen Vater zu einem so harten Verfahren gegen ihn aufgestachelt habe, erfüllte ihn mit unsäglicher Bitterkeit. Lucius seinerseits sah in der zweiten Heirath des Vaters eine eben so unbegreifliche als unverzeihliche Entweihung des Andenkens, welches seiner geliebten, tief betrauerten Mutter gebührte, und seine Zuneigung zu dem Vater — nie eine besonders warme — kühlte sich gänzlich ab.

Die Brüder gaben sich das Wort, der ihnen so unerwarteter Weise aufgedrungenen Stiefmutter ohne zwingende Nothwendigkeit niemals zu nahen. Sie waren froh, daß die Trauung in aller Stille und ohne daß man ihre Anwesenheit für wünschenswerth erachtet, vollzogen wurde. Sie waren es zufrieden, daß auch später keine Aufforderung an sie erging, in den Ferien nach Hause zu kommen. Es war, mit einem Wort, zwischen ihnen und dem Vater ein Verhältniß eingetreten, das einer gänzlichen Entfremdung, einem offen eingestandenen Bruch sehr nahe kam.

Bald werden wir die beiden jungen Männer so wie auch ihren Vetter Georg auf Rietenau sehen, bevor wir sie aber daselbst begrüßen und die Veranlassung besprechen, durch welche sie dahin geführt wurden, dürfte es nothwendig sein, auf Drage einzukehren, um uns mit den auch dort eingetretenen Veränderungen bekannt zu machen.

Dieselben sind, obgleich sie sich in äußeren Merkmalen weniger kundgeben, doch keineswegs unerheblich. Die Gesundheit des Herrn von Hallern hat sich, wiewohl er es nicht Wort haben will, merklich gebessert, die krankhafte Sensibilität seiner Nerven ist geringer geworden, er fährt sich nicht mehr bei jedem kleinsten Mißlaut mit beiden Händen an die Ohren, seine Nase wird nicht mehr durch den Geruch einer starkduftenden Blume in so empfindlicher Weise belästigt, sie kann sogar denjenigen besser vertragen, der manchmal aus der Kinderstube dringt, auch stellt sich kein Nesselfieber mehr ein, so oft ihn eine Mücke sticht, kein Herzklopfen und kein nervöses Zittern, so oft ein Glas umgestoßen oder eine Thür heftig zugeschlagen wird.

Und mit der Stärkung seiner Nerven hat sich zugleich ein etwas größeres Selbstvertrauen eingestellt, er tritt jetzt etwas weniger schüchtern, etwas weniger zaghaft und unentschlossen auf, er kann bei beziehungsweise geringfügigen Anlässen die Geduld verlieren, und es ist vorgekommen, daß er Isi eine Ohrfeige gegeben hat, weil ihm dieser das Tintenfaß über seinen neuen Schlafrock aus=

schüttete, und daß er Nelli trotz ihres Schreiens und Strampelns eine noch nachdrücklichere Correction ertheilt hat, weil es ihr eines schönen Tages einfiel, auf einen von ihm sehr hoch geschätzten Kupferstich nach Rubens ein ihrem Bilderbuche entnommenes, colorirtes Blatt, den Strubelpeter vorstellend, zu kleistern.

Ja, der Herr von Hallern kann mitunter in kleinen Dingen recht eigensinnig auf seinem Willen bestehen, und es gibt sogar große Dinge, in welchen er allen Anschlägen seiner Schwägerin siegreich widersteht.

So hat sich unter Anderem die Wittwe zu ihrem größten Verdruß überzeugen müssen, daß ihr Heiraths-project noch in weitem Felde liegt, ja sie bezweifelt sehr, daß es je sich werde verwirklichen lassen, wenn es ihr nicht gelinge, Adeline aus dem Hause zu entfernen. Doch auch in diesem Punkte will ihr Schwager nicht nachgeben, und alle bisher in Vorschlag gebrachten Pläne, wie zum Beispiel der, das Mädchen behufs der Vollendung ihrer Erziehung auf längere Zeit zu Verwandten in die Residenz zu schicken, sind an seiner hartnäckigen Weigerung gescheitert.

Die intriguante Frau sinnt jetzt unaufhörlich auf neue Mittel, sich der verhaßten Stieftochter zu entledigen, und sie hofft noch immer, daß, wenn ihr dies gelungen sein wird, der Herr von Hallern durch das niederdrückende Gefühl seiner gänzlichen Vereinsamung doch schließlich

dahin gebracht werden könnte, sein Heil in der Ehe zu suchen. Daß sie durch die Heirath mit dem reichen Manne ihren Kindern ein Anrecht auf seinen Nachlaß vindiciren würde, welches sie jetzt nicht besitzen, diese Erwägung allein ist es, die ihr als Richtschnur dient; für den Fall aber, daß sich ihr Plan als unausführbar erweisen sollte, hat sie bereits an eine andere Möglichkeit gedacht, das zu Ungunsten ihrer Kinder errichtete Testament zu beseitigen.

Adeline ist jetzt eine vollkommen entwickelte Jungfrau. Ihre Schönheit hat, ohne das kindlich Liebliche und Naive, welches sie früher in so hohem Grade auszeichnete, verloren zu haben, an Feinheit und geistvollem Ausdruck gewonnen; und der Zug von Sanftmuth und Hingebung in dem hübschen Antlitz ist nicht weniger rührend, weil er jetzt mit einem andern gepaart ist, in welchem sich das durch Leiden frühzeitig gereifte Bewußtsein inneren Werthes und sittlicher Würde so unverkennbar ausprägt.

Matti dagegen ist jetzt ein Dämchen von sehr gewöhnlichem Aeußeren und nichts weniger als angenehmen Manieren. Eine gewisse Geziertheit und Vornehmthuerei, eine stark in die Augen springende Indolenz — keine nur scheinbare, wie bei ihrer Mutter, sondern eine wirklich ihrer Natur angehörende — dies sind die Merkmale, durch welche sie sich auszeichnet. Sie liegt den größten Theil des Tages bequem im Fauteuil oder auf dem Sopha hingestreckt und liest Romane, nichts aber könnte sie be=

wegen, ihrer älteren Schwester Adeline auch nur den kleinsten Theil der häuslichen Arbeiten abzunehmen, welchen sich diese mit so großer Aufopferung unterzieht. Ja gern möchte Fräulein Matti, gleich der Mutter, Adelinens persönliche Dienstleistungen in Anspruch nehmen, doch hier hat endlich Adelinens Gefälligkeit ihre Grenze erreicht, und die in dieser Beziehung ergangenen Zumuthungen sind noch jedesmal unberücksichtigt geblieben.

Um so mehr aber hat die Kammerzofe, Mamselle Elise, unter Fräulein Matti's vornehmer Trägheit zu leiden, und oft macht die sonst so sehr begünstigte Person eine recht respectwidrige Miene, wenn sie ein halbes Dutzend Mal in der Stunde durch die Glocke zu dem gnädigen Fräulein gerufen wird, und diese dann mit einem halb unterdrückten Gähnen und in mattem, schleppendem Tone sagt: „Reichen Sie mir das Etui dort," oder: „Es sind hier einige Tropfen Wasser verschüttet worden; wischen Sie den Tisch ab," oder: „Wie viel Uhr ist's, Elise?" oder: „Ich habe jetzt vergessen, was ich Ihnen sagen wollte. Warum kommen Sie aber auch nicht gleich, wenn ich klingle? Sie können wieder gehen."

Ratti ist Student und — wenigstens seiner eigenen Meinung nach ein ausnehmend reizender Jüngling. Vielleicht wird er auch dieser oder jener jungen Leserin gefallen, wenn ich ihn etwas näher beschreibe; der Geschmack ist ja eben sehr verschieden.

Ratti trägt langes, weit über den Nacken herabwallendes Haar, und auf dem Haar trägt er einen mit Silber- und Goldfäden wunderschön gestickten Deckel von der Größe einer mäßigen Untertasse. Wie der Deckel da festsitzen kann, ist völlig unerklärlich, man müßte denn zu der etwas gewagten Hypothese seine Zuflucht nehmen, daß er mit einer Oblate angeklebt ist. Das Wunderbare der Sache aber erhöht nicht wenig ihren Reiz.

Ferner trägt Ratti einen bis kaum an die Hüften reichenden Rock von schwarzem Sammet, über der Weste ein breites dreifarbiges Band, welches eine gar nicht zu beschreibende Wirkung hervorbringt, und an den Beinen gewaltige Stulpstiefel von lackirtem Leder, die ihm ein äußerst kriegerisches Aussehen verleihen.

Ich kann Euch versichern, daß dieser Anzug, als der Junker Ratti zum ersten Mal in den Universitätsferien nach Hause kam, auf Drage so wie in der ganzen Umgegend das höchste Erstaunen erregte, und daß mehr als einem jungen Landmädchen beim Anblick desselben das Herz im Busen hüpfte, während namentlich das dreifarbige Band und die Stulpstiefel in den Köpfen junger Burschen eine zwar sehr unklare, aber doch erhebende Idee von einem kräftig aufblühenden jungen Deutschland erweckten, das in naher Zukunft den norddeutschen Bund und das Zollparlament beschämen würde.

Ratti ist denn auch von dem Bewußtsein seiner Un-

widerstehlichkeit bis ins Mark hinein durchdrungen, und nichts ist in der That bemerkenswerther als die Art und Weise, in welcher er mit der Dorfjugend verkehrt. Wenn er z. B. an dem keimenden Schnurrbart zupft, als genire eine solche männliche Zierde, so werthvoll sie auch sonst sein mag, doch nicht wenig beim Sprechen, oder wenn er in keckem Uebermuth mit der Reitgerte an die Stulpstiefel klopft, oder wenn er, mit den Mädchen charmirend, den Augenzwicker festklemmt und den Daumen in das Armloch der Weste steckt — ja wo nähme ich wohl die Worte her, einen solch bezaubernden Effect zu schildern!

Zwar gibt es auch Leute, die — es thut mir leid, es gestehen zu müssen — von dem Wesen des jungen Studenten, so wie auch von seinem Anzuge nicht so durchaus entzückt sind, wie er selbst und Andere. Der Onkel von Hallern z. B. vermag dem einen wie dem anderen keinen rechten Geschmack abzugewinnen, und er hat seinen Neffen neulich gefragt, ob das Studium des corpus juris denn nicht auch ohne ein so auffallendes Costüm betrieben werden könnte.

Der Herr von Hallern ist überhaupt auf Ratti nicht gut zu sprechen, und die Gründe dafür sind triftig genug.

Ratti hat nämlich in Kiel, wo er studirt, wiederholt Schulden gemacht, die der Onkel, weil ihm die zärtliche Mutter keine Ruhe ließ, tilgen mußte. Auch haben Ratti's Liebesabenteuer schon öfters zu unangenehmen Auseinander-

setzungen Anlaß gegeben, und leider sind noch mehrere der nämlichen Art zu gewärtigen, denn Ratti läuft auch während der Ferien auf Drage und in der Umgegend jeder Schürze nach, was er scherzhafter Weise „auf die Gänsejagd gehen" nennt, was aber die Eltern der „Gänse" durchaus nicht scherzhaft finden.

Von den jüngeren Kindern der Wittwe von Hallern ist wenig zu sagen. Vitti und Poldi befinden sich auf der nämlichen Stufe vielversprechender Entwicklung, auf welcher wir zu Anfang dieser Geschichte Ratti und Matti sahen. Isi und Nelli treten mit lobenswerther Nacheiferung in die Fußstapfen von Vitti und Poldi. Ja Nelli scheint alle ihre Geschwister weit überflügeln zu wollen. „Unartig darf man das nicht nennen, es ist der unwillkürliche, zwanglose Erguß eines lebhaften Geistes und einer reichen Phantasie, mit einem Wort, es ist entzückend," sagte kürzlich Frau von Rentzow schmeichelnd zu Frau von Hallern, als Nelli, um ihrem Onkel eine angenehme Ueberraschung zu bereiten, Abends die graue Katze und ihre vier niedlichen Jungen in sein Bett gelegt hatte.

Der alte Schunk war freilich anderer Meinung. „Diese Kleine hat den Teufel im Leibe," brummte er ärgerlich in den Bart, als er die kratzende und fauchzende Katzenfamilie wieder hinausexpedirte.

## Achtes Kapitel.

Eines Tages im Monat Mai trafen, Vielen ganz unerwartet, Rudolf, Lucius und Georg auf Rietenau ein. Ein Brief der jungen Baronin hatte sie nach Hause beschieden.

„Dein lieber Vater, der seit längerer Zeit leidend war," so hatte sie an Rudolf geschrieben, „ist jetzt ernstlich erkrankt. Zwar hält er selbst seinen Zustand für nicht beunruhigend, und auch der Arzt gibt uns Hoffnung auf baldige Besserung, dennoch bin ich voll Angst und Sorge, und ich halte es für meine Pflicht, Dir meine Befürchtung nicht zu verhehlen. Komm so bald Du kannst hieher, lieber Sohn, und veranlasse auch Lucius und Deinen Vetter Georg, Dich zu begleiten."

Das vertrauliche „Du", noch mehr aber das „lieber Sohn" klang in Rudolf's Ohren wie bitterer Hohn. Er ballte den Brief wüthend in der Hand zusammen und biß sich in wildem Schmerz die Lippe blutig.

Und nun war er da und sollte in der einst so heiß geliebten, der angebeteten Gabriele, dem süßen Ideal

seiner wonnigen Jugendträume — die Mutter begrüßen! — Welch grausame Ironie des Schicksals!

Das erste Zusammentreffen Beider zeichnete sich durch Zwang und Förmlichkeit aus. Sie gaben sich zwar Beide alle Mühe, recht unbefangen zu erscheinen, doch nur der Baronin gelang es. Und je besser es ihr gelang, desto heftiger wallten in Rudolf's Herzen die nie ganz unterdrückten Empfindungen wieder auf.

Wie schön war nicht die junge Frau! — weit schöner noch, so schien es ihm, als einst das junge Mädchen. Wie war es möglich, für sie nur die Gefühle eines Sohnes zu hegen! — Er mußte den Blick zu Boden senken, um sich nicht der Illusion hinzugeben, als habe er die Gabriele aus früherer Zeit wieder vor sich.

Indem er aber unverwandt vor sich niederblickte, wurde der Baronin volle Gelegenheit, ihn genau zu betrachten, und sie mußte sich gestehen, daß er jetzt ein junger Mann von sehr distinguirtem Aeußern sei. Die scharf gezeichneten Züge seines Gesichts hatten sich noch stärker ausgeprägt, sie trugen einen echt aristokratischen Stempel, es lag darin unverkennbar männlicher Sinn und hoher Muth, freilich auch ungebändigte Leidenschaft und der ganze Ungestüm eines cholerischen Temperaments.

Das kurze Gespräch drehte sich fast ausschließlich um die unmittelbare Veranlassung seines Kommens.

„Dein Vater hat sich, Gott sei Dank! wieder sehr erholt, und die gefürchtete Gefahr ist, wenn nicht Alles trügt, jetzt vorüber. Dennoch bin ich froh, Dich endlich einmal wieder hier zu sehen, lieber Sohn."

Lieber Sohn! — war es denn nothwendig, immer wieder dieses mißtönige Wort zu gebrauchen? Lag darin etwa eine Warnung, nicht zu vergessen, welch unübersteigliche Kluft jetzt zwischen ihnen liege? O er wollte ihr bald die Furcht benehmen, als sei er gesonnen, die Rolle eines zweiten Don Carlos zu spielen. Er blickte auf und sah ihr ernst und fest ins Gesicht.

„Du gibst mir da eine große Beruhigung, liebe Mutter," entgegnete er, „ich darf mich nun mit erleichtertem Herzen der Freude hingeben, wieder im Vaterhause zu weilen, aus welchem ich seit langer Zeit so gut wie verbannt war."

„Was vor Jahren die Eintracht zwischen Dir und dem Vater gestört hat, bester Rudolf, weiß ich nicht, denn ich habe nie darnach geforscht, und man bezeigte keine Neigung, es mir aus freien Stücken anzuvertrauen. Daß ich aber wiederholt bemüht war, Deinen Vater dahin zu bringen, daß er das Vorgefallene vergebe und vergesse, darfst Du um so eher glauben, als ich allein es war, die Dich hieher berief."

„Es geschah dies ohne Wissen meines Vaters?"

„Ich habe ihn erst gestern davon in Kenntniß ge-

setzt. Du darfst übrigens auf den herzlichsten Empfang von seiner Seite rechnen."

Fast nicht weniger gezwungen war die Begrüßung zwischen Lucius und der Baronin. Diese benahm sich gegen den jüngeren Sohn zwar äußerst freundlich und bot Alles auf, um einen günstigen Eindruck auf ihn zu machen, doch mußte sie sich sagen, daß sie, trotz all seiner Sanftmuth und kindlichen Harmlosigkeit, wohl nie dahin gelangen werde, ihn mit den veränderten Verhältnissen im Hause seines Vaters auszusöhnen; er zeigte eine schüchterne, ehrerbietige Zurückhaltung, die nur zu deutlich die wahren Gefühle seines Herzens durchblicken ließ. Das Wort Mutter auszusprechen vermied er ängstlich.

Georg hatte, als er der jungen Baronin zum ersten Mal gegenüberstand, nicht so widerstrebende Empfindungen zu bekämpfen, darum verfehlte denn auch ihr in der That sehr angemessenes und äußerst gewinnendes Benehmen bei ihm keineswegs seine Wirkung.

„Sie ist bezaubernd liebeswürdig," gestand er sich, „nur viel zu liebenswürdig, fürchte ich, um nicht die unselige Leidenschaft des ungestümen Rudolf aufs Neue zu entzünden."

„Wie herrlich sich Georg in jeder Beziehung entwickelt hat," dachte ihrerseits die Baronin, indem sie sich nicht enthalten konnte, ihre Blicke voll Bewunderung auf dem jungen Manne haften zu lassen.

Er hatte sich aber auch in der That gar herrlich entwickelt, sowohl in Anbetracht seines Aeußeren als auch hinsichtlich seiner Manieren. Er war groß und schlank, von außerordentlich kräftigem Körperbau, ein lockiger Bart zierte sein gebräuntes, männlich schönes Gesicht, und in seinen blauen Augen, auf seiner edelgeformten Stirn lag der Ausdruck reifen Verstandes und fester Entschlossenheit. Zudem war sein Auftreten durchaus das eines gebildeten Mannes, voll Takt und Ritterlichkeit.

Die Baronin nannte ihn nicht wie die beiden Brüder Du, sondern Sie, und er küßte ihr in galanter Weise die Hand, als sie ihm dieselbe reichte. Dies hatten Jene vermieden, Rudolf aus Scheu, Lucius aus einer nicht zu überwindenden Abneigung. Was hätte Rudolf nicht dafür gegeben, von ihr Sie genannt zu werden und ihr wie Georg unbefangen die Hand küssen zu dürfen.

Die Begrüßung von Seiten des Barons war nicht ganz so herzlich, wie es die Worte der Baronin hatten hoffen lassen. Der noch immer leidende Mann empfing die Zurückgekehrten in seinem Arbeitscabinet, wo er auf einem Ruhebett ausgestreckt lag. Seine eingefallenen Züge, seine fahle Blässe, die Mattigkeit seiner Bewegungen zeugten von der schweren Krankheit, die er durchgemacht hatte. Seine Haare waren fast schneeweiß geworden, er hatte sehr gealtert. Rudolf sah es mit Befremden, Lucius mit schmerzlicher Wehmuth.

Der Baron erklärte in ziemlich trockenem Tone seinen Söhnen, daß, obgleich ihr Kommen durch eine völlig unmotivirte Besorgniß seiner Frau veranlaßt worden, es ihm doch zur Befriedigung gereiche, sie einmal wieder um sich zu haben.

„Meine Frau gibt sich leicht einer übertriebenen Aengstlichkeit hin,“ fügte er hinzu, „indeß hoffe ich, noch lange der Herr von Rietenau zu sein.“ Und er richtete dabei einen Blick auf Rudolf, der diesem deutlich genug sagte, daß die Erinnerung an gewisse Vorfälle aus der Vergangenheit keineswegs schon erloschen sei.

Gleich darauf belobte er Rudolf wegen seines kürzlich mit Ehren bestandenen juristischen Examens; dann sprach er die Hoffnung aus, daß Lucius hinter seinem älteren Bruder nicht zurückstehen werde.

Auch an Georg richtete der Baron einige lobende Worte. Er habe, sagte er, mit großer Genugthuung die Testimonia gelesen, die ihm sein Neffe zugeschickt; sie bezeugten in anerkennender Weise dessen gründliche Kenntnisse in dem erwählten Fach, so wie auch seine praktische Tüchtigkeit; darum werde denn auch der Lohn, den er ihm für den glücklichen, allerdings auch mit voller Zuversicht vorausgesehenen Abschluß seines Universitätslebens zugesagt habe, nicht lange auf sich warten lassen.

Und hier dürfte es angemessen sein, einige Bemerkungen einzuschalten hinsichtlich der Freigebigkeit, mit

welcher der Baron Jahre lang für die Ausbildung seines Neffen Sorge getragen hatte. Dieselbe mag den geneigten Leser, der die Filzigkeit des Barons kennt, befremdet haben, er wird indeß sogleich sehen, daß sie nur eine scheinbare war, und daß sich der gute Baron hiebei wie immer von seinem Eigennutz hatte leiten lassen.

Die Sache war nämlich die: Zu der Baronie Rietenau gehörten ausgedehnte Waldungen, die unter der Verwaltung der früheren Besitzer, die sich mehr um die Jagd als um die Forstbenutzung kümmerten, arg vernachlässigt worden waren und daher, als unser Baron das große Stammgut übernahm, einen nur geringen Ertrag lieferten. Derselbe mußte bei einer regelrechten Bewirthschaftung verzehnfacht werden können, doch dem Besitzer selbst fehlte es leider an der nöthigen Kenntniß des Forstwesens, und seine Thätigkeit war auch von anderen Dingen zu sehr in Anspruch genommen, als daß er sich so eifrig und unausgesetzt, wie es zu wünschen gewesen wäre, diesem einen Gegenstande seiner Sorge hätte widmen können. So mußte er denn den Betrieb seiner ungeheuren Forsten fremden Händen anvertrauen, und, was er befürchtet, traf ein: das Resultat entsprach seinen Erwartungen keineswegs.

Ob dies nun daran lag, daß eben seine Erwartungen gar zu hoch gespannt gewesen, oder ob die Beamten ihre Sache nur schlecht verstanden, oder ob sie, wie er stets

argwöhnte, sich grober Unterschleife schuldig machten — ich muß dies dahingestellt sein lassen. So viel ist indeß gewiß, daß kurz vor dem Beginn dieser Geschichte ein Umstand eingetreten war, der den Verdacht des Barons allerdings in hohem Grade zu rechtfertigen schien. Der des Betruges verdächtige Förster wurde, gleich Mehreren seiner Vorgänger, ohne alle Umstände seines Amtes entsetzt.

Da kam durch die dem Leser bekannten Umstände Georg aufs Schloß. Der Baron erkannte mit geübtem Blick die männliche Festigkeit seines Charakters, seine unerschütterliche Ehrlichkeit und Treue, zugleich aber auch seine ausgezeichneten physischen Eigenschaften, und er gerieth nun auf den Gedanken, in dem Neffen sich einen Forstbeamten heranzubilden, von dem er die Ueberzeugung hegen dürfe, daß er seine Erwartungen niemals täuschen werde.

Georg wurde also für das Forstfach bestimmt. Ob er gern oder ungern hierauf eingehe, danach wurde nicht gefragt, mußte ja doch der verwaiste, unbemittelte Knabe froh sein, überhaupt nur eine seinen Fähigkeiten entsprechende Erziehung zu erhalten. Zufällig aber stimmte die vom Onkel getroffene Wahl durchaus mit den Neigungen des Knaben überein, dieser eignete sich mit Fleiß und Lust die nöthigen Kenntnisse und Fertigkeiten an und bestand auf der Forstschule alle Prüfungen, die theoretischen sowohl als die praktischen, mit Auszeichnung.

Später zwar, als er genug Einsicht gewonnen hatte, den eingeschlagenen Lebensweg mit anderen, die er hätte betreten können, zu vergleichen, fiel es ihm schwer aufs Herz, daß er hinsichtlich der Verwerthung seiner Kenntnisse als Forstmann ein sehr beschränktes Feld vor sich habe, ja daß er, wollte er nicht viele Jahre lang als Volontär dienen, wozu ihm ja gänzlich die Mittel fehlten, eigentlich ganz und gar von seinem Onkel abhange, wogegen er als Architekt oder Civilingenieur jederzeit und überall in der Welt seines Fortkommens sicher gewesen wäre. Allerdings war die Stelle, die ihm der Onkel zugedacht, mit einer reichlichen Einnahme verbunden, doch sein Onkel war ein strenger, ein schwer zu befriedigender, in Alles sich mischender und stets argwöhnischer Herr; und der Diener eines solchen Herrn, der Diener seines Onkels sein — es war dies gerade keine angenehme Aussicht, zumal ja auch der Umstand mit in Rechnung gezogen werden mußte, daß über kurz oder lang der Onkel das Zeitliche segnen, und der ihm so feindlich gesinnte Rudolf alsdann sein Gebieter sein würde.

Doch was half alles Grübeln, da sich ja doch an dem Geschehenen nichts ändern ließ? Georg hörte mit Ruhe und dem festen Vorsatz, unter allen Umständen unbeirrt und getreulich seine Pflicht zu erfüllen, des Onkels gemessenen Befehl — denn ein solcher war es — von nun an auf Rietenau zu bleiben, sich mit den dortigen

Forstangelegenheiten gründlich vertraut zu machen, bald thunlichst einen detaillirten Bericht über den jetzigen Zustand der Waldbenutzung abzustatten, und daran Vorschläge zu zweckmäßig erscheinenden Verbesserungen zu knüpfen, so wie endlich eine möglichst genaue Schätzung des zu erzielenden Mehrertrages vorzunehmen.

---

Seit der Rückkehr der drei jungen Männer nach Rietenau war kaum eine Woche verflossen, und schon reihten sich an die Besorgnisse, die Georg hinsichtlich seiner künftigen amtlichen Stellung hegte, auch noch andere, die ihn weit mehr in Unruhe versetzten.

Vor Allem war es das Verhalten Rudolf's gegen ihn, welches ihm zu denken gab. Mit Schrecken ward er nämlich gewahr, daß der freie und ungezwungene Verkehr, welcher zwischen ihm und der Baronin stattfand, des Vetters Eifersucht in höchstem Grade reize. Es wurde dies zwar von Seiten Rudolf's in Worten nie ausgesprochen, doch gab es sich in vielen untrüglichen Anzeichen deutlich genug kund. So oft z. B. die Baronin mit Georg sich unterhielt, haftete auch gewiß des Vetters Auge fest und forschend bald auf ihm, bald auf ihr, beider Mienen überwachend, wie um den Grad von Freundlichkeit und Vertraulichkeit, der sich darin verrathen dürfte, haar=

scharf zu ermessen. Manchmal erblaßte er dann plötzlich und eilte, als mißtraue er seiner Selbstbeherrschung, schnell hinweg.

Sprach sich denn wirklich in der Aufmerksamkeit, welche die Baronin ihm, Georg, unläugbar bezeigte, etwas Besonderes aus, was Rudolf's Argwohn hätte rechtfertigen können? Georg's angeborne Bescheidenheit, eine hohe Idee von Frauentugend und Frauenwürde, die dankbare Ergebenheit für seinen Wohlthäter und dessen ganzes Haus, jedes edlere Gefühl in ihm ließ diese Frage gar nicht aufkommen.

Was liegt denn auch streng genommen in dem gedämpften, bebenden Klang der Stimme, wenn doch die Worte nur Gewöhnliches sagen? Was bedeutet ein schüchtern haftender, nur zögernd sich senkender Blick? Was ein holdes Lächeln, ein wie Sonnenglanz kommendes und schwindendes Erröthen? Was das kaum merkbare Vibriren einer weichen, warmen Hand, die zum Gruße gereicht wurde? — Traf nicht der Blick im Laufe der Unterhaltung auch Andere? Wer durfte das holde Lächeln ausschließlich auf sich beziehen? Was böte weniger einen Anhaltspunkt für gewagte Schlüsse, als ein flüchtiges Roth auf zarter Wange? Und ward die weiche, warme Hand nicht auch Diesem und Jenem gereicht? Wer vermöchte zu sagen, ob sie dabei nicht gleichfalls vibrirt habe?

Stellte Georg diese Betrachtungen an? Nein, denn

er bemerkte in dem Benehmen der Baronin von dem Allen nichts, er sah darin nur ganz einfach die völlig unschuldigen Aeußerungen bloßen Wohlwollens; und verrieth sich wirklich darin etwas Anderes, so trat es in der That auch so wenig deutlich hervor, daß es Jedem entgehen mußte, der nicht den scharfen Blick eines von Eifersucht Gemarterten, wie Rudolf, oder den feinen Spürsinn eines Gecken besaß, der immer geneigt ist, der Freundlichkeit einer Frau eine seiner Eigenliebe schmeichelnde Deutung zu geben.

So war es denn einzig und allein Rudolf's Eifersucht, die Georg Besorgniß einflößte? Vor der Hand allerdings nur diese, doch konnte nicht später auch der Onkel, über dessen spionirendes Mißtrauen, wie Georg wußte, so viel gesprochen und gespöttelt worden war, konnte nicht später auch dieser zu den Irrschlüssen gelangen, in welche sich sein Sohn verstrickt hatte? Georg wußte nur zu gut, daß ein Argwohn, einmal in der Brust des finsteren Mannes erwacht, durch kein Mittel wieder zu beseitigen war. Gewiß, es durfte nur in sehr geringem Maße der Schein gegen ihn zeugen, und der Onkel würde sogleich bereit sein, ihn des ärgsten Treubruchs zu beschuldigen, der je als Entgelt für empfangene Wohlthaten verübt worden sei.

Georg faßte, um diese Klippen zu umschiffen, den Entschluß, im Verkehr mit der schönen Baronin aufs

Aengstlichste Alles zu vermeiden, was von Anderen irgendwie als Bewerbung um ihre Gunst gedeutet werden könnte; er ging hierin so weit, wie es nur immer mit der gesellschaftlichen Form und der einer Dame schuldigen Galanterie vereinbar schien; er überschritt sogar diese Grenze — umsonst, sein zurückhaltendes, oft wortkarges und fast mürrisches Wesen schien dem wachsamen, argwöhnischen Rudolf nur die Schirmwand zu sein, hinter welcher sich die strafbare Neigung zu bergen trachte.

Bald kam noch ein weiterer Umstand hinzu, der die zwischen den Vettern herrschende Spannung beträchtlich steigerte. Georg hatte, wie man sich denken kann, nach seiner Ankunft nicht gezögert, einen Besuch in der Waldkathe abzustatten.

Die Gefühle zu schildern, welche ihn beim Anblick Paulinens beseelten, will ich mich nicht unterfangen; sie entsprangen nicht nur dem freudigen Staunen über des Mädchens zur herrlichsten Reife gelangte äußere Entwicklung, sondern weit mehr noch der Gewißheit, der er sich gleich im ersten Augenblick hingeben durfte, daß sie seine ihr treu bewahrte Liebe noch immer aus ganzem Herzen erwiedere.

Was ihm jedoch schon in der ersten Stunde die Freude des Wiedersehens trübte, war die mit sichtbarer Genugthuung geäußerte Bemerkung des alten Birkhold, daß der junge Baron Rudolf bereits vor ihm dagewesen sei.

Was mochte Rudolf nach der Waldkathe geführt haben? Noch nie zuvor hatte er sich dort blicken lassen.

Nach einigen Tagen trafen die Vettern dort zusammen, später geschah dies öfter, und instinctmäßig fühlte Georg, daß sie hier gleichsam die Arena betreten hatten, wo es zwischen ihnen zum entscheidenden Kampfe kommen müßte.

Rudolf bezeigte Paulinen wie recht absichtlich die ausgesuchteste Courtoisie; gegen ihn, den Vetter, aber stimmte er einen Ton an, der geradezu herausfordernd genannt werden durfte. Es war, als wolle er mit seinem hochfahrenden Benehmen sagen: Hier wenigstens bin ich durch keine zwingenden Rücksichten eingeengt, hier darf ich mich frei und ungehindert jeder Waffe bedienen; erwarte also nicht, daß ich dir um einen Schritt weiche!

---

## Neuntes Kapitel.

Georg und Lucius waren seit ihrer Rückkehr schon öfters auf Drage gewesen. Die Begrüßung, die zwischen ihnen und Adeline stattfand, möge sich der geneigte Leser selber ausmalen; seine Phantasie wird ihm dazu lebhaftere Farben an die Hand geben, als es meine Feder vermöchte. Bruder und Schwester hatten sich in den langen Jahren nur zwei oder drei Mal während gelegentlicher Besuche gesehen, die Adeline bei Verwandten in der Residenz abstattete. Daß sich Beide jetzt ihres Beisammenseins herzlich freuten, und daß sie sich tausend Dinge zu sagen und tausend Fragen an einander zu richten hatten, läßt sich denken.

Nicht weniger glücklich als Georg war Lucius, Adeline nach so endlos langer Zeit wiederzusehen. Er hatte ihrer immer in treuer Liebe gedacht; jetzt aber, da sie mit neuen, blendenden Reizen jungfräulicher Schönheit und Anmuth vor ihm stand, und er in ihren sanften blauen Augen die Gewißheit las, daß auch sie ihm eine innige Zu=

neigung bewahrt habe, jetzt überwältigte den guten Lucius fast das Entzücken, und er gelobte sich, daß sie die Seine werden solle, wenn heiße Liebe um so herrlichen Preis ringen dürfe.

Georg hatte mit banger Sorge an das erste Zusammentreffen mit der Stiefmutter gedacht; er kam indeß besser darüber hinweg, als er es im Hinblick auf die leidenschaftliche Heftigkeit, welche das letzte tête-à-tête charakterisirte, vermuthet hätte.

„Wir haben uns nie hinsichtlich der Gefühle getäuscht, die wir gegen einander hegen," sagte mit großer Ruhe Frau von Hallern, „Thorheit wäre es, wollten wir sie jetzt unter der Maske der Freundlichkeit zu verbergen suchen. Schließen wir lieber eine Uebereinkunft auf dem Boden ehrlich eingestandener Feindschaft. Könnte ich Deine Besuche auf Drage verhindern, ich thäte es sicherlich; da ich es aber nicht kann, möchte ich doch wenigstens die damit verbundene Unannehmlichkeit auf ein möglichst geringes Maß beschränkt sehen, und ich ersuche Dich daher, mir persönlich fern zu bleiben, wogegen ich Dir verspreche, Deinem Verkehr mit dem Onkel und den Geschwistern kein Hinderniß in den Weg zu legen."

Das war denn doch wenigstens — so dachte Georg — die Sprache der Aufrichtigkeit, und er ging willig auf den vorgeschlagenen Compromiß ein. Nie betrat er wieder

die Zimmer seiner Stiefmutter, kein einziges Mal begegnete er ihr in denjenigen seines Onkels.

Ratti, der, weil er Ferien, aber keine Moneten hatte, sich auf Drage aufhielt, kam seinem Halbbruder Georg mit dem Ausdruck brüderlich=burschikoser Biederkeit entgegen.

„Gut, daß Du endlich da bist, Bruderherz,“ sagte er, indem er ihm einen Glimmstengel — so nannte er eine Cigarre — offerirte, „es ist hier schauderös langweilig, der Alte gefällt sich noch immer in seiner nervösen Gereiztheit, mit den Philistern der Umgegend ist nichts anzufangen, und wären die Dorfbesen nicht, beim Zeus, ich hielte es nicht aus. — Wie ist's, wirst Du wirklich Förster drüben auf Rietenau?“

„Die Stelle ist mir, glaub' ich, sicher.“

„Donnerwetter, Du, da wollen wir Beide aber doch den Wildstand unseres Onkels, des knauserigen Barons, einer Musterung unterwerfen.“

„Er versteht in diesem Punkt keinen Spaß, lieber Konrad.“

„Keinen Spaß? Ei, es soll auch damit bitterer Ernst werden, mon cher; das Jagen ist meine Leidenschaft, und wenn ich erst meinen neuen Schießprügel bekomme — na, freu' Dich, Onkel Geizdrache!“

Matti ihrerseits empfing den sie begrüßenden Georg in einer Weise, die man fast herzlich hätte nennen können.

„Mein Bruder Georg hat wirklich ein interessantes Aeußere,“ sagte sie, als er sie verlassen, in trägem, schleppendem Tone zu Adeline, „er gefällt mir.“

Sie sprach sich noch oft in lobenden Worten über ihn aus, jedesmal aber so, als habe ausschließlich nur sie die Ansprüche einer Schwester an ihn, und als dürfe sie voraussetzen, daß es Adelinen nicht einfallen werde, sich in dieser Hinsicht mit ihr auf die gleiche Stufe zu stellen.

Auch Lucius gefiel ihr, und auch bezüglich seiner schien sie Adelinen zuzumuthen, daß sie ihr den Vorrang einräume.

„Ich bin wirklich froh, Mama,“ sagte sie im Beisein Adelinens zu ihrer Mutter, „ich bin wirklich froh, daß mein Bruder Georg und mein Vetter Lucius wieder da sind; nun wird doch endlich das tödtlich langweilige Einerlei ein wenig unterbrochen werden. Und — weißt Du, Mama? — wenn es meinem Vetter gefallen sollte, mir ein Bischen den Hof zu machen — er war gestern sehr aufmerksam gegen mich — so würde ich es ihm gar nicht übel nehmen. Er ist wirklich reizend mit seiner unschuldsvollen Miene und seiner — wie sag' ich denn gleich? — seiner minnehaften Schwärmerei!“

„Ich bin recht erfreut, den Geschmack meiner Tochter kennen zu lernen,“ entgegnete Frau von Hallern trocken und ohne von ihrem Buch aufzusehen.

„Ach, käme er doch heute wieder!“ seufzte Fräulein Matti.

Hoch erfreut war Georg über die herzliche Aufnahme, welche ihm von Seiten seines Onkels, des Herrn von Hallern, zu Theil wurde. Das war doch einmal wieder ganz die väterliche Liebe und Güte, die ihm dieser in früherer Zeit, ehe noch durch ärgerliche Zwischenfälle ihr gutes Einvernehmen gestört wurde, stets erwiesen hatte. Jene Zwischenfälle schien der Onkel ganz vergessen zu haben, wenigstens erwähnte er ihrer mit keinem Wort. Dagegen belobte er Georg wegen des auf der Forstschule bewährten Fleißes, und er sprach gern und eingehend mit ihm über seine Aussichten, die ja, Dank der edlen Fürsorge des Barons, so befriedigend seien, wie man es nur immer wünschen könnte.

Einige Tage, nachdem Ratti den Entschluß kundgegeben hatte, mit seinem neuen Schießprügel — so nannte er eine Flinte — die Jagdbezirke von Rietenau zu durchmustern, war Georg einmal wieder bei seinem Onkel auf Drage.

„Da Du Forstmann bist, lieber Georg,“ sagte der Onkel, „so bist Du natürlich auch Jäger.“

„Kein ganz ungeschickter, wie ich wohl behaupten darf, lieber Onkel,“ entgegnete Georg.

„Besitzest Du denn auch eine gute Flinte?“

„Die alte, die ich Deiner Güte verdanke, thut's noch immer zur Noth."

„Würde Dir wohl diese gefallen, mein Sohn?" fragte der Onkel schmunzelnd, indem er einen Schrank öffnete und daraus eine kostbare, wundervoll gearbeitete Doppelflinte nebst einer prächtigen Jagdtasche hervorzog und beides dem Neffen überreichte.

Georg's Augen strahlten vor Freude, als er das köstliche Geschenk in Empfang nahm, und sein Dank war ein so herzlicher, daß den Onkel darob ein nervöses Zittern befiel.

„Laß das," bat er mit weinerlicher Stimme, „o bitte, laß das — — Kleinigkeit — nicht der vielen Worte werth — freut mich, daß Dir das Ding gefällt — so — laß jetzt gut sein, mein lieber Sohn!"

Als eine halbe Stunde später Georg voll Entzücken seinem Halbbruder Ratti die wunderschöne Flinte zeigte, machte dieser ein langes Gesicht, drehte sich auf dem Absatz um und ging, indem er etwas pfiff, worin Georg die Melodie von „O du lieber Augustin" zu erkennen meinte, mit hastigen Schritten fort.

„Dies hier ist also der neue Schießprügel, auf den er sich gespitzt hatte," sagte Georg für sich, „o weh, o weh!"

Es war das zwar ein sehr unerheblicher Vorfall, doch sollte er reich an traurigen Folgen sein, denn der

alte Groll Ratti's war durch denselben wieder rege geworden, und selbst dem Haß der Stiefmutter gab er neue Nahrung. Ratti hatte vor mehreren Tagen eine günstige Gelegenheit benutzt, um einen neugierigen Blick in den Schrank zu werfen, in welchen der Onkel neulich, als er zu diesem ins Zimmer trat, schnell etwas versteckte. Er hatte die herrliche Flinte entdeckt und, weil er dem Onkel schon wiederholt geklagt, daß er die Hasen und Rebhühner nur deßhalb immer anschieße und niemals todtschieße, weil sein alter Schießprügel die Schrotkörner so sündhaft weit auseinanderstreue, ohne weiteres angenommen, daß er hier ein ihm zugedachtes Geburtstagsgeschenk vor sich habe. Er hatte auch aus seiner glücklichen Entdeckung kein Geheimniß gemacht, sondern jubelnd der Mutter davon erzählt; und sie hatte seine Freude darüber getheilt.

„Die Flinte war mir zugedacht, ich weiß es gewiß," sagte er später zu der Mutter, „Georg hat sie dem Onkel abgeschmeichelt."

„So wird es Dir noch oft ergehen," erwiederte sie.

Die erste Aeußerung von Ratti's wiedererwachtem Groll sollte nicht lange auf sich warten lassen.

Georg hatte nach beendigter Tagesarbeit einen Besuch in der Waldkathe gemacht. Es mochte eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang sein, und die Dämmerung begann in Dunkelheit überzugehen, als er am Ende des

Gärtchens dicht vor dem Pförtchen, welches in den Wald führte, von Paulinen einen zärtlichen Abschied nahm.

Warum sollte ich es meinen schönen Leserinnen verschweigen? Paulinens Köpfchen ruhte einen kurzen Moment an seiner Brust, seine Lippen berührten ihr weiches, volles Haar, ihre Stirn, ja hätten wohl gar ihren Mund berührt, wäre nicht dicht neben ihm im Gebüsch ein Geräusch entstanden, das Beide zusammenfahren machte.

Pauline floh, indem sie verwirrt und tief erröthend das Gesicht in den Händen barg, einer Laube zu, Georg dagegen sprang entschlossen vorwärts, den Störer auszumitteln.

Dieser aber war schon über den Gartenzaun gesprungen, und Alles, was Georg durch sein Nachsetzen gewann, war die nicht ganz sichere Annahme, daß es der sammetne Rock und die Stulpstiefel seines Bruders Ratti gewesen, die er im Tannendickicht hatte verschwinden sehen, wo eine weitere Verfolgung völlig nutzlos gewesen wäre.

Georg wurde in seiner Annahme bestärkt, als er zu der angstvoll seiner harrenden Pauline zurückgekehrt war.

„Ich habe es Dir nicht sagen mögen, Georg," gestand sie zögernd, als er seinen kurzen Bericht beendigt hatte, „denn ich scheute mich, Deinen Zorn gegen den Bruder wach zu rufen; da Du aber jetzt selber die Entdeckung gemacht — — —"

„Er war also schon öfter hier?"

„Ich sah ihn vor einigen Tagen, wie er am Zaun hinschlich und alle Augenblicke stehen blieb, um vorsichtig in den Garten hinüber zu gucken.“

„Wo warst denn Du, daß Du ihn sehen konntest, liebe Pauline?“

„Wo er mich am wenigsten vermuthen mochte, im Walde nämlich bei dem Brombeergesträuch am alten Steinbruch drüben. Ich pflückte dort für des Vaters Herbarien Genista tinctoria und Hippocrepis comosa.“

„Ich werde dem guten Ratti das Spioniren abgewöhnen,“ brummte Georg ärgerlich in den Bart.

Am folgenden Tage sprach Georg auf Drage vor. Sein Onkel empfing ihn diesmal mit sehr verdrießlicher Miene.

„Man hat mir gesagt, daß Du wieder die Waldkathe besuchst, Georg,“ begann der Herr von Hallern, „ich hoffe indeß, daß Du diese Behauptung widerlegen wirst.“

„Ich muß sie im Gegentheil bestätigen, lieber Onkel.“

„So schlägst Du also wirklich meine Bitten und Warnungen in den Wind?“

„Sage mir offen, bester Onkel, was hast Du gegen den Herrn Birkhold?“ bat Georg.

„Sage mir offen, Herr Neffe, was fühlst Du für seine Tochter?“ sprach in sehr gereiztem Tone der Herr von Hallern.

„Sie ist ein braves und liebenswürdiges Mädchen."

„Wenn sie es ist, so thust Du Unrecht, mit ihr zu liebeln."

„Liebeln!" rief Georg, und die Entrüstung trieb ihm das Blut in die Wangen.

„Oder solltest Du gar — — — aber, beim Himmel, das will ich denn doch nicht denken!" rief erblassend der Herr von Hallern.

„Zweifle nicht an der Aufrichtigkeit meiner Absichten, Onkel!"

„Du willst also das Mädchen heirathen? Willst Du das wirklich?"

„Wenn ich die Försterstelle auf Rietenau erhalten habe, kann ich eine Frau anständig ernähren, und es ist mein fester Entschluß, alsdann um Pauline Birkhold zu freien."

„Mir aber wirst Du dann nie wieder vor die Augen kommen, Ungerathener, der Du bist!"

Der Herr von Hallern schien bis zu diesem Moment von seiner Nervenschwäche nichts gespürt zu haben; jetzt aber war es, als erliege er ihr plötzlich. Er warf sich in den Lehnsessel zurück, stützte das Haupt müde auf die Schlummerrolle und schloß die Augen. Er sah in der That erschrecklich blaß und leidend aus. Georg betrachtete ihn mit Bestürzung.

„Onkel," sagte er, indem er die schlaff herabhangende

Hand des Herrn von Hallern ergriff und mit Wärme drückte, „lieber, guter Onkel, nenne mir, ich bitte Dich dringend darum, doch endlich die Gründe, über welche ich Dich schon so oft vergeblich befragte."

„Gründe?" entgegnete der Onkel, ärgerlich seine Hand aus der des Neffen ziehend. „Ist es Dir denn wirklich nicht genügend, wenn ich Dir sage, daß ich die Familie Birkhold aus ganzer Seele verabscheue?"

„Dein Abscheu könnte ungerechtfertigt, könnte durch einen falschen Schein hervorgerufen sein, lieber Onkel."

„Er ist es nicht!"

„In Betreff Paulinens ist er es ganz unzweifelhaft."

Der Herr von Hallern richtete sich mit einiger Anstrengung aus seiner liegenden Stellung auf, und es war ersichtlich, daß er seinen Geist sammle, um ein letztes, gewichtiges Wort zu reden.

„Georg," begann er mit bewegter Stimme, „Du warst immer meinem Herzen lieb und werth, ich betrachtete Dich ganz wie meinen Sohn, ich that, was ich konnte, Dich zu erfreuen, und Du solltest auch dereinst erfahren, wie väterlich ich an Deine Zukunft gedacht. Du kannst nicht sagen, daß ich als Entgelt für die vielen Beweise meines Wohlwollens irgendwie von Dir einen Deine persönliche Freiheit beschränkenden Gehorsam gefordert hätte. Ich ließ Dich vielmehr ungehindert thun, was Dir beliebte. Nur eine einzige Bitte habe ich vor Jahren an Dich gerichtet.

Ich mußte die schmerzliche Erfahrung machen, daß Du sie unbeachtet ließest, und als ich sie wiederholte, fragtest Du, als sei mein Wunsch an sich ein leeres Nichts, selbstklug und unehrerbietig nach Gründen. Du begingst dadurch ein großes Unrecht, doch Du warst ein Knabe, und ich konnte Dir den Mangel an schuldiger Rücksichtsnahme verzeihen. Heute ist das anders, Du bist ein Mann geworden und mußt Einsicht genug besitzen, um Dir sagen zu können, welche Folgen es haben würde, wolltest Du meiner zum letzten Mal wiederholten Bitte noch immer jene trotzige Forderung entgegenstellen. Bedenke wohl, was Du thust, Georg, noch kann zwischen uns Alles gut werden, nur traue meinem Wort als Ehrenmann, wenn ich Dir sage, daß eine Verbindung mit der Tochter jenes Birkhold Deiner gänzlich unwürdig wäre. Gib sie auf, da es noch Zeit ist, und wende Dich wieder vertrauensvoll Denjenigen zu, die nur Dein wahres Wohl vor Augen haben und Dir zum Guten rathen."

Die lange Rede schien die Kraft des Herrn von Hallern gänzlich erschöpft zu haben; er sank wie vernichtet in sich zusammen. Georg war im Innersten erschüttert.

„Nie hätte ich gedacht," sagte er mit dem Ausdruck tiefster Niedergeschlagenheit, „daß ich, dem Ziele meiner heißesten Wünsche schon so nahe, bei Dir einer so unüberwindlichen Abgeneigtheit begegnen würde."

„Nun aber, da Du diese Abgeneigtheit kennst....?“ fragte gespannt der Herr von Hallern.

„Nun ist es zu spät.“

„Zu spät?“ rief der Onkel, abermals sich emporraffend und seinen Neffen mit stieren Blicken betrachtend.

„Ich kann Ehren halber nicht mehr zurücktreten,“ erklärte mit fester Stimme Georg.

Der Herr von Hallern winkte wiederholt heftig mit der Hand als Zeichen, daß sich sein Neffe entfernen möge.

„Geh!“ stieß er keuchend hervor, „verlaß mich — ich — ich fühle mich auf den Tod krank — meine Nerven — oh — fort mit Dir, fort!“

Noch lange nachdem sich Georg entfernt hatte, warf sich der nervöse Mann wie von körperlichem Schmerz gepeinigt in seinem Lehnsessel hin und her und stöhnte halblaut: „Ich bin auf den Tod krank — diesen fortwährenden Aufregungen werde ich bald erliegen!“

Georg war in gerade nicht heiterer Stimmung, als er, von seinem Onkel kommend, im Garten mit Ratti zusammentraf. Seine düstere Miene ließ den Letzteren ohne Schwierigkeit errathen, welcher Art das eben Vorgefallene sei.

„Hast Du den neuen Schießprügel schon probirt?“ rief der Student seinem Halbbruder in neckischer Weise entgegen.

Ohne die Frage zu beantworten, trat Georg dicht an Ratti heran und sagte in zwar gemäßigtem, aber festem und eindringlichem Tone:

„Du hast bei der Waldkathe herumspionirt. Sei so gut, das in Zukunft nicht wieder zu thun.“

„Spionirt ist nicht das rechte Wort,“ erwiederte Ratti höhnisch, indem er mit dem Spazierstock an die Stulpstiefel klopfte, „ich habe gethan, was auch Andere thun, und ich sollte meinen, daß es dazu Deiner Erlaubniß nicht bedürfe.“

„Wenn auch Andere thun, was ich von Dir nicht dulde, so sei versichert, daß ich auch mit ihnen ein ernstes Wort reden werde.“

„Das könnte Dich in schlimme Händel verwickeln, mein guter Georg, denn so viel ich weiß gibt es Mehrere, die, um der hübschen kleinen Kräutersammlerin einen Kuß zu — — —“

„Schweige, Lästerzunge, oder bei Gott — —!“

„Potz Element, Du wirst doch wohl nicht mit dem eigenen Bruder losgehen wollen? Ei, das wäre etwas ganz Neues.“

„Mit Dir losgehen werde ich allerdings nicht, aber laß Dir gesagt sein, daß es meinen brüderlichen Gefühlen durchaus nicht widerstreben würde, Dich recht tüchtig durchzubläuen, falls Du es wieder wagen solltest, Fräulein Birkhold irgendwie, sei es in Worten oder Thaten, zu beleidigen.“

Georg wandte sich von dem über die Energie seines Wesens etwas verblüfften Ratti ab und ging weiter.

„Und unseren Vetter Rudolf?“ rief ihm Ratti nach. „Wirst Du auch ihn durchbläuen?“

„Rudolf möge sich hüten,“ brummte Georg in den Bart.

„Die Beiden werden noch wie zwei grimmige Tiger an einander gerathen, und das wird einen capitalen Jux geben,“ sagte Ratti schmunzelnd für sich, indem er den Augenzwicker einklemmte und der vorübergehenden Gärtnerstochter eine Kußhand zuwarf.

---

## Zehntes Kapitel.

Seit dem peinlichen Auftritt, der zwischen dem Herrn von Hallern und seinem Neffen Georg stattgefunden hatte, kam der Letztere nicht wieder nach Drage. Dagegen traf er ab und zu mit Adelinen im nahen Gehölz bei einer Rasenbank unter einer uralten Eiche zusammen, wo sie als Kinder oft gespielt hatten. Hier saßen sie in traulichen Dämmerstunden neben einander und besprachen Alles, was Ihnen auf dem Herzen lag.

„Du wirst also wirklich Pauline Birkhold heirathen?“ sagte einst Adeline, indem sie ihrem Bruder mit dem Ausdruck tiefer Gemüthsbewegung ins Gesicht sah; und es war, als hätten, ihr selbst unbewußt, ihre Gedanken den Weg über ihre Lippen gefunden, nicht aber, als seien ihre Worte absichtlich geäußert worden.

„Würdest Du meine Wahl nicht billigen, Schwester?“ fragte er lächelnd und fast in dem nämlichen Tone.

„Ich könnte Dir keine bessere Frau wünschen, Georg. Du weißt, wie sehr ich Pauline immer geliebt habe. Ihr werdet gewiß glücklich mit einander leben. Ach dürfte ich

nur zu ihr, ich kann Dir gar nicht sagen, wie sehr ich mich danach sehne, die ehemalige Gespielin und künftige Schwägerin in meine Arme zu schließen. — Wird auch wohl ihr Vater gern seine Zustimmung geben? — Doch was frage ich noch — natürlich wird er es."

„Er weiß noch nicht, daß wir uns lieben," entgegnete Georg.

„Wie? — Er weiß es nicht?"

„Wir werden uns erst seine Einwilligung erbitten, wenn ich die Försterstelle erhalten habe."

„Ist denn das auch recht, Georg?"

„Ich sehe kein Unrecht darin, Schwester."

„Das wundert mich, denn Dein offener, freimüthiger Sinn nahm doch sonst immer Anstoß an allem Heimlichen und Versteckten."

„Allerdings, doch der alte Birkhold würde, so behauptet Pauline, und ich selbst bin davon überzeugt, seine Einwilligung rund weg verweigern, wollte ich jetzt schon als Freier auftreten."

„Wäre es dann nicht besser gewesen, Du hättest Dich überhaupt noch nicht gebunden?" fragte Adeline im Tone milden, schonenden Tadels.

„Die Bedenken, die sich unter gewöhnlichen Umständen hiegegen hätten geltend machen können, durften unter den obwaltenden für mich nicht maßgebend sein," war Georg's Antwort.

„Von welchen obwaltenden Umständen sprichst Du, lieber Bruder?“

„Du sollst Alles erfahren, meine süße Adeline,“ sagte Georg, indem er seinen Arm um die Taille der Schwester schlang und sie zärtlich an sich zog. „Der Vetter Rudolf ist seit unserer Rückkehr ein täglicher Gast in der Waldkathe. Er wird daselbst von dem alten Birkhold jederzeit mit ausgezeichneter Herzlichkeit empfangen.“

„Was ganz natürlich ist,“ meinte Adeline, „da Herr Birkhold dem Wohlwollen des Vaters so unendlich viel verdankt.“

„Dies wäre freilich ein hinreichender Grund, dem Sohne mit mehr als gewöhnlicher Freundlichkeit entgegenzukommen, liebe Adeline; doch noch ein anderer, weit bedeutsamerer Beweggrund macht sich bei Paulinens Vater geltend. Es ist nämlich dem sonst so vernünftigen Manne zur fixen Idee geworden, daß seiner Tochter vom Schicksal ein überaus glänzendes Loos bestimmt sei. In Rudolf aber sieht er einen Freier, der seinen hochgespannten Hoffnungen nicht übel entspricht, denn allerdings wäre Pauline als dereinstige Gebieterin von Rietenau auf eine Stufe erhoben, welche einzunehmen zur Noth auch eine geborene Prinzessin nicht verschmähen dürfte. Du siehst nun wohl, daß meine Bewerbung keine Aussicht auf Erfolg haben könnte, so lange ich nicht einmal in der Lage bin, eine Frau anständig zu ernähren.“

„Sollte es wirklich möglich sein, daß Herr Birkhold so übertriebene Erwartungen hegte?“ rief Adeline lachend.

„Was ich Dir sage, ist die reine Wahrheit. Nenne es Ueberspanntheit, Narrheit, Tollheit — was Du willst — gewiß aber ist es, daß der ehemalige Advocat mit jedem Tage dem Antrage des jungen Barons entgegensieht.“

„Gibt ihm denn Rudolf hiezu Veranlassung?“

„Er macht allerdings Paulinen in auffallendster Weise den Hof.“

„Glaubst Du, daß er Liebe für sie fühlt.“

„Ich glaube, daß eine andere Liebe sein ganzes Herz ausfüllt, und daß er diese Liebe, weil sie eine vollkommen hoffnungslose, ja eine strafbare ist, durch neue Eindrücke gern verdrängt sähe. Ich glaube aber auch, oder vielmehr ich weiß mit Bestimmtheit, daß er aufs Eifrigste jede Gelegenheit benutzen würde, mir hindernd in den Weg zu treten. Sein Haß gegen mich würde allein schon hinreichen, ihn zu meinem Nebenbuhler um Paulinens Gunst zu machen. Sollte er indeß offen als solcher auftreten — — —“

„Um Gottes willen, Georg, handle nicht zu rasch!“

„Was fürchtest Du, liebe Schwester?“

„Bedenke, Georg, daß er dereinst Herr von Rietenau, daß er Dein Gebieter sein wird. Ach zu welch traurigen Verwicklungen könnte dies Alles noch führen!“

„Sei ohne Sorge, meine liebe, gute Adeline. Es gibt glücklicher Weise noch andere Försterstellen außer der auf Rietenau. Laß mich erst einmal diese ein paar Jahre untadelhaft verwaltet haben, und eine zweite wird mir dann immer offen stehen.“

Einst kam auch zwischen den beiden Geschwistern der Unglücksfall zur Sprache, durch welchen ihr Vater das Leben eingebüßt hatte, sie selber aber um ihr großes mütterliches Erbe gekommen waren.

Adelinens Erinnerung an den Vater war eine nur dunkle; und wenn sie an jene Zeit zurückdachte, da man seine Rückkehr aus dem fernen Lande jenseit des Meeres erwartete, statt seiner aber eine Reihe von unbestimmten, besorgnißerweckenden Gerüchten, endlich die erschütternde Kunde von seinem Tode eintraf, dann war es ihr, als dämmre in ihrem Innern ein böser Traum wieder auf, dessen Einzelheiten sie vergessen habe, während der Eindruck, den er hinterlassen, noch immer wie ein Alp auf ihrer Brust laste.

Nie hatte sie über das unglückliche Ende ihres Vaters Näheres erfahren; und wen hätte sie auch darüber befragen können? Ihre Stiefmutter doch sicherlich nicht, eben so wenig aber ihren Onkel von Hallern, der sich niemals über etwas äußerte, das ihm schmerzliche Erinnerungen erweckte. Und Georg wußte ja nicht mehr als sie selbst.

„Es ist ein peinlicher Gedanke, lieber Georg, daß

unser Vater gerade in Deinem und meinem Interesse die Reise unternehmen mußte, die ihm das Leben kostete," sagte sie.

„Und zudem ist es anzunehmen, daß unser Interesse weit besser gewahrt worden wäre, wenn unser seliger Vater die Plantagen in Louisiana nicht verkauft hätte," erwiderte Georg. „Der Grundbesitz stieg dort nach jener Zeit bedeutend im Preise."

„War das mütterliche Erbe, welches für uns in so schrecklicher Weise verloren ging, wirklich so groß, wie man hat behaupten wollen?"

„Nach Allem, was mir der Doctor Klinge, der ja mit unsrem Vater sehr vertraut war, darüber gesagt hat, muß es allerdings sehr beträchtlich gewesen sein."

„Ach, lieber Bruder, hättest Du doch jetzt über große Mittel zu verfügen — — — —"

Georg sah sie lächelnd an.

„So könnte ich die goldenen Träume des alten Birkhold verwirklichen — wolltest Du das sagen?"

„Du wärest frei, Georg, brauchtest nicht der Diener unseres Onkels auf Rietenau zu werden; daran dachte ich soeben."

„Es ist wahr," sagte Georg, „das Geld macht frei, und das ist wohl auch das beste, was man zu seinem Lobe anführen kann. Doch in höherem Sinne frei ist Derjenige, der sich Kenntnisse erworben hat und die

Fähigkeit besitzt, sie zu verwerthen. Das Geld kann, wie wir erfahren haben, verloren gehen, was ich aber in mir trage, kann mir kein Unfall nehmen."

Am häufigsten drehte sich das Gespräch der Geschwister um das auf Beider Herzen so schwer lastende Zerwürfniß Georg's mit dem Onkel von Hallern. Adeline, die namentlich hierüber ganz untröstlich war, hatte wiederholt ihre ganze Ueberredungsgabe aufgeboten, den alten Herrn zu Gunsten des Bruders wieder umzustimmen. Es war vergeblich gewesen. „Georg hat auf meine Bitten nicht hören wollen," entgegnete ihr der Onkel, „er hat sich von mir abgewandt, um sich Jenen anzuschließen, die mir unter allen Menschen die Verhaßtesten sind — unmöglich kann jemals von einer Wiederannäherung zwischen uns die Rede sein."

Dann aber war Adeline in den Onkel gedrungen, doch ihr die Ursache seines Widerwillens gegen den alten Birkhold zu nennen, und es war ihr schließlich gelungen, was Georg nicht hatte erreichen können, ihn zum Sprechen zu bringen.

„Heute kann ich Dir endlich die Gründe angeben, nach welchen Du immer umsonst geforscht hast, lieber Georg," sagte Adeline, als sich wieder eines Abends ihr Bruder über die Ungereimtheit des Onkels beklagte.

„Hat der Onkel sie Dir endlich mitgetheilt?" fragte er gespannt.

„Er that es heute auf meine wiederholte, dringende Bitte.“

„Auch ich habe ihn dringend gebeten, warum schwieg er gegen mich?“

„Aus keinem andern Grunde, als weil er überhaupt eine so heftige Scheu vor Allem hat, was sein Gemüth aufregt, oder, wie er sagt, seine Nerven erschüttert. Du hättest nur sehen sollen, welche Ueberwindung es ihm heute unverkennbar kostete, auf das ihm so peinliche Thema einzugehen.“

„Ist es denn wirklich etwas so Entsetzliches, was er Dir zu enthüllen hatte?“

„Nun, wenn seine Anklage gegen Birkhold gerechtfertigt wäre — — —“

„Du glaubst also auch nicht, daß sie es ist?“

„Ich weiß nicht recht, was ich dazu sagen soll, Georg.“

„Erzähle, liebe Adeline.“

Und Adeline begann:

„Es ist Dir bekannt, daß unser Onkel von Hallern mit seinem Vetter, dem Baron, vor vielen Jahren einen Proceß führte, den einzigen, auf welchen sich der friedfertige Mann je eingelassen hat. Er würde wohl auch bei dieser Gelegenheit sein Interesse zum Opfer gebracht haben, nur um den Verdrießlichkeiten zu entgehen, die mit einem langen Rechtshandel verbunden sind, wäre nicht

die Erwägung für ihn maßgebend gewesen, daß seine Nachgiebigkeit in einem für die Ehre seines verstorbenen Vaters nachtheiligen Sinne hätte gedeutet werden müssen.

Einerseits also aus Gründen der Pietät, anderseits aber auch, weil er fest überzeugt war, das Recht auf seiner Seite zu haben, nahm er den vom Baron ihm hingeworfenen Handschuh auf.

Der Gegenstand, um welchen man sich stritt, war kein geringer, es handelte sich nämlich um die große zwischen Neumark und Hermannsdorf gelegene Waldung. Der Baron behauptete, daß diese Waldung, als eine zum Stammgut Rietenau ursprünglich gehörende Parcelle nie in den Besitz des verstorbenen von Hallern hätte gelangen können, hätte es nicht dieser durch seine Ränkeschmiedereien und Bestechungen dahin gebracht, daß eine widerrechtliche und notorisch falsche Taxation der von Werthheim'schen Familiengüter vorgenommen wurde, was zur Folge hatte, daß jene Waldung nebst anderen Grundstücken vom Fideicommiß wegfielen.

Der Onkel von Hallern dagegen berief sich auf eine in seinen Händen befindliche Urkunde, welche darthue, daß die Waldung von jeher zum Allodialgute der Familie von Werthheim gehört habe, und es also auch dem Großvater des Barons freistehen mußte, sie auf die jüngere, von seiner Tochter abstammende Linie der Familie zu vererben.

Auf dieser Urkunde beruhte somit Alles; erwies sie

sich als echt, so war für den Onkel von Hallern der Proceß gewonnen.

Da kam eines Tages, während gerade unser seliger Vater bei dem Onkel war, Herr Birkhold nach Drage, um im Namen seines Clienten, des Barons, einen Vergleich vorzuschlagen. Unser Vater und sein Bruder fanden das gestellte Anerbieten unannehmbar, es kam zwischen ihnen und dem Advocaten zu hitzigen Auseinandersetzungen, endlich zu beleidigenden Ausfällen, und Herr Birkhold ging im Zorn fort. — Von jenem Tage an war die Urkunde, die allein den Proceß zu Gunsten des Onkels hätte entscheiden können, spurlos verschwunden."

„Verschwunden? — Von jenem Tage an?" wiederholte Georg erblassend.

„Die Urkunde wurde nicht sogleich vermißt," sagte Adeline, „erst als einige Wochen später danach gesucht wurde, überzeugte man sich von dem unersetzlichen Verlust."

„Und man hielt den Herrn Birkhold für den Dieb?" rief Georg unmuthig.

„Beide, unser seliger Vater so gut wie sein Bruder, hielten ihn für den Dieb, denn Beide wußten mit völliger Bestimmtheit, daß das Papier während jener Verhandlung, die im Arbeitscabinet des Onkels geführt wurde, auf dessen Pult lag. Auch war ja das Papier für jeden Andern vollkommen werthlos."

„Man hat sich dennoch getäuscht," erklärte Georg

mit Entschiedenheit, „Paulinens Vater ist kein gemeiner Dieb, dafür spricht überzeugend das große Ansehen, das er als Geschäftsführer immer genoß, dafür spricht die Achtung, die man ihm auch jetzt noch allgemein zollt, dafür spricht endlich die Gewissenhaftigkeit und Uneigennützigkeit, die sich so deutlich in seinem ganzen Wesen kundgibt. Auch sagt es mir eine Stimme in meinem Innern, die unmöglich täuschen kann."

„Der Stimme in Deinem Innern, theuerster Bruder, möchte ich denn doch nicht so unbedingt trauen; die Liebe zu Paulinen gestattet ihr keine freie Sprache. Wenn sich nun wirklich Alles so verhielte, wie der Onkel sagt — —"

„Alsdann", rief Georg in heftiger Erregung, „würde ich mich fragen: Ist Pauline für die Vergehen ihres Vaters verantwortlich? Ist sie meiner Liebe weniger werth, oder meines Schutzes weniger bedürftig, weil man an der einzigen Stütze rüttelt, die sie bisher im Leben besaß? — Wie unglücklich wäre sie nicht, erführe sie, daß ihr Vater eines gemeinen Verbrechens angeschuldigt werde? Um wie viel unglücklicher, wenn sie fürchten müßte, daß er ein solches wirklich begangen habe? Und wenn sie sich dann von aller Welt verlassen sähe, sollte ich sie vollends elend machen, indem auch ich sie treulos und feigherzig verließe?"

„Ich, lieber Georg, würde Dir dies niemals zumuthen."

„Aber der Onkel muthet es mir zu."

„Das nicht; er meint nur, daß, hättest Du gleich Anfangs seinen Bitten Gehör gegeben, verhütet worden wäre, was jetzt eingetroffen ist und nicht wieder rückgängig gemacht werden kann. Und sei gerecht, lieber Georg, räume ein, daß jene Bitten, da nun einmal der Glaube an Birkhold's Schändlichkeit so unerschütterlich fest in ihm wurzelte, unsererseits nur als ein Zeugniß seines Wohlwollens für Dich aufgefaßt werden dürfen."

Georg antwortete nicht. Peinliche Betrachtungen erfüllten seine Seele, schmerzliche Gefühle durchzuckten sein Herz, er blickte traurig und düster vor sich nieder.

„Eins ist mir unbegreiflich," sagte er nach einer langen Pause halblaut für sich.

„Und das ist?" fragte Adeline.

„Warum warf unser Onkel seinen ganzen Haß ausschließlich auf Birkhold? Nahm er an, daß dieser die Urkunde entwendet habe, so mußte er ja auch annehmen, daß er von seinem Clienten, dem Baron, dazu angestiftet worden sei. Oder er mußte denken, daß der Baron später von dem Diebstahl Kunde erhalten und ihn gutgeheißen habe."

„So dachte er indeß nicht," entgegnete Adeline. „An das Vergehen Birkhold's mußte er glauben, weil ihn der Beweis dafür als unumstößlich galt, bezüglich des Vetters aber konnte ein solches in Frage gezogen werden, und er unterdrückte den Verdacht, so oft dieser sich bei ihm geltend machen wollte. Das frühere freund=

schaftliche Verhältniß zu dem Vetter war jedoch gestört und wurde, wie Du weißt, nie wieder hergestellt."

Bruder und Schwester hätten noch länger ihr Gespräch fortgesetzt, doch es war spät geworden, Adeline mußte nach Hause gehen.

„Wenn ich über die gewöhnliche Zeit ausbliebe," sagte sie, „würde man mich vermissen und in Zukunft meinen abendlichen Promenaden, von welchen man noch keine Ahnung zu haben scheint, Hindernisse in den Weg legen."

---

## Elftes Kapitel.

In dem Vorhergehenden ist mehrfach erwähnt worden, daß Rudolf seit seiner Rückkehr nach Rietenau ein täglicher Gast in der Waldkathe war, wo er der schönen Tochter des ehemaligen Advocaten eine auffallende Aufmerksamkeit erwies.

Wenn der alte Birkhold hierin etwas mehr sah, als die bloße Befriedigung einer flüchtigen Laune, so war er bis zu einem gewissen Grade entschuldigt, denn wie Alles, was von Rudolf ausging, trug auch die Huldigung, die er Paulinen darbrachte, den Stempel einer Männlichkeit, die Vertrauen einflößte, eben weil sie ohne Scheu und ohne Zagen vor aller Welt Augen ihre Ziele offen verfolgte.

Und um so mehr war Birkhold zu entschuldigen, wenn er in dem jungen Baron einen ihm willkommenen Freier erblickte, als auch bereits Andere die nämliche Vermuthung hegten und gegen ihn schmeichelnde Worte fallen ließen, die fast wie Glückwünsche zu deuten waren.

In der That war bald in der ganzen Gegend von nichts Anderem die Rede, als von der muthmaßlich nahe bevorstehenden Verlobung des Erben der Baronie Rietenau mit der unbemittelten Advocatentochter. Und Rudolf, geschah es nun geflissentlich oder nur aus Unbedachtsamkeit, gab dem Gerüchte immer neue Nahrung durch das begeisterte Lob, welches er überall und gegen Jedermann der Schönheit und Liebenswürdigkeit Paulinens ertheilte.

Uebrigens glaubten nicht Alle an eine bevorstehende Verlobung, es gab auch Viele, welche die Sache in einem weniger rosigen Lichte sahen und den alten Birkhold einen überspannten, von Eitelkeit bethörten Mann schalten, weil er die Liebelei eines leichtsinnigen jungen Edelmannes für etwas Besseres nehme, als sie sei. Und sie meinten kopfschüttelnd, daß der Kräutersammler nicht so viel im Walde umherlaufen, sondern lieber zu Hause bleiben solle, um auf seine Tochter Acht zu haben; er dürfte sonst etwas ganz Anderes erleben, als was ihm seine tolle Phantasie vorgaukle.

Es konnte natürlich nicht fehlen, daß all dieses Gerede Georg zu Ohren kam. Welche Mittel und Wege gab es aber, demselben Einhalt zu thun? Und wie konnte er Rudolf bewegen, sein Verhalten zu ändern? Etwa, indem er ihm vorstellte, wie seine mit so vielem Schaugepränge verbundene Huldigung den Ruf des Mädchens compromittire? So wie er den Vetter kannte, mußten

derartige Ermahnungen an seiner Selbstliebe und Rücksichtslosigkeit ohne alle Wirkung abprallen. Durch Bitten ließ sich bei dem ihm feindselig Gesinnten auch nichts erreichen. Drohungen gar würden das Uebel nur noch verschlimmern, statt es zu beseitigen.

Aber auch auf den alten Birkhold hätten seine Vorstellungen nicht den geringsten Eindruck gemacht; das sagte ihm unter Anderem das veränderte Benehmen des alten Mannes gegen ihn; denn dieses war seit einiger Zeit kalt und unfreundlich, oft abstoßend rauh und wie von dem Argwohn eingegeben, daß Georg etwas im Schilde führe, was seinem Lieblingsplane entgegenwirken könnte. Ja, es schien zuletzt, als wolle ihm Birkhold zu verstehen geben, daß er nicht mehr wünsche, ihn in seinem Hause zu sehen.

So wenigstens faßte es Georg auf, und er bezweifelte durchaus nicht, daß es Rudolf's Einfluß sei, der sich hier geltend gemacht habe. Bald kam es denn auch zwischen den beiden Vettern zu heftigen Auftritten.

„Du thust Unrecht, eine junge Dame, die nun einmal von Deiner Huldigung nichts wissen will, in dieser Weise zu belästigen," sagte Georg zu Rudolf, als er eines Abends mit ihm im Garten der Waldkathe zusammentraf, nachdem ihm soeben Pauline, noch zitternd vor Aufregung, den Inhalt eines Gespräches mitgetheilt hatte, das zwischen ihr und dem zudringlichen jungen Baron geführt worden war.

„Du thust Unrecht, mir gute Lehren geben zu wollen," gab Rudolf hitzig zurück. „Was geht es Dich an, ob ich Paulinen meine Huldigung darbringe oder nicht, und mit welchem Erfolg ich es thue?"

„Was es mich angeht, fragst Du? Ich liebe das Mädchen."

„Ich liebe nicht minder das Mädchen. Als Nebenbuhler haben wir die gleichen Rechte."

„Ich habe ehrliche Absichten."

„Schreibst Du mir unehrliche zu? Weßhalb denn, wenn ich fragen darf?"

„Unmöglich kann ich glauben, daß es Dein Wunsch sein sollte, Pauline zu heirathen."

„Indeß sagen es alle Leute. Habe ich den Leuten widersprochen?"

„O nein, Du hast im Gegentheil Alles gethan, um ihnen den Glauben aufzudrängen, als stehest Du wirklich im Begriff, um Paulinens Hand anzuhalten. Und darin eben besteht Dein Unrecht. Man lenkt nicht die Blicke der neugierigen und klatschsüchtigen Welt auf ein junges Mädchen, das man liebt."

„Hinsichtlich junger Frauen sollte man noch vorsichtiger sein; merke Dir das."

„Schon wieder diesen Unsinn?"

„Kannst Du läugnen, daß Du einer jungen, verheiratheten Dame Aufmerksamkeiten erzeigst, die nachgerade

sehr auffallend werden? Ich brauche keinen Namen zu nennen, Du weißt recht gut, wen ich meine."

„Allerdings weiß ich es, denn es ist nicht das erste Mal, daß Du Anspielungen machst, die so ganz und gar jedes Grundes entbehren, daß man sich der Vermuthung nicht erwehren kann, nur eine bis zum Wahnsinn gesteigerte Leidenschaft habe sie erzeugt."

„Die Leidenschaft, auf welche Du hindeutest, ist längst unterdrückt. Wage es nicht öfter, mir vorzuwerfen, daß ich sie noch immer hege."

„Nur durch die Annahme, daß Du sie hegst, erklärt sich Deine sinnlose Eifersucht."

„Was mich antreibt, Dich streng zu überwachen, ist nicht Eifersucht, sondern Rücksicht auf die Ehre meines Vaters und seines Hauses. Und diese Ehre werde ich, sei davon überzeugt, zu wahren wissen, wer auch immer die Kühnheit besitzen sollte, sie pflichtvergessen und freventlich anzutasten."

„Wahre Du die Ehre Deines Hauses, wie und gegen wen Du willst; die Ehre dieses Hauses aber werde ich schützen. Die Zurschautragung von Gefühlen, womit Du seit einiger Zeit die Nachbarschaft zu belustigen beliebst, soll und muß aufhören."

„Ei sieh doch! ich wäre wirklich begierig zu erfahren, durch welche Mittel Du Deinen hochtönenden Worten Nachdruck zu geben hoffst."

„Durch die wirksamsten, die mir zu Gebote stehen, darauf mache Dich gefaßt!“

„Pah! ich belache Deine Dir zu Gebote stehenden Mittel und werde in meinem Benehmen Paulinen gegenüber nichts ändern. Ja, ich erkläre es Dir offen und ohne Hehl: war auch vielleicht die ihr dargebrachte Huldigung bis jetzt nur eine bloße Tändelei, müssige Stunden auszufüllen, von diesem Augenblick an werde ich den Weg betreten, den Du selbst mir durch Deinen unleidlichen Hochmuth bezeichnet hast, und nimmer werde ich ruhen, bis Pauline die meine ist. — Du glaubst nicht an meine Liebe für sie und traust nicht der Ehrlichkeit meiner Absichten; nun gut, so glaube denn an meinen Haß gegen Dich und traue meiner unverhohlen eingestandenen Absicht, auf Deine Kosten triumphiren zu wollen. Ich habe schon vor Jahren geschworen, daß ich Dir, falls unsre Wege sich wieder kreuzen sollten, niemals weichen wolle; und ich bin meines Schwures eingedenk gewesen und habe mit heißer Sehnsucht dem Augenblick entgegengesehen, da wir uns, zu tödtlichem Kampfe gerüstet, gegenüberstehen würden. Dieser Augenblick ist endlich gekommen, zögern wir nicht, unsere Waffen zu gebrauchen. Der Kampfpreis ist des Ringens werth, ein Feigling, wer ohne zwingende Noth das Feld räumt!“

Der Ausdruck von kühnem, rücksichtslosem Trotz und glühendem Haß, mit welchem Rudolf diese Worte sprach,

schloß jeden Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit aus. Georg war sich vollkommen bewußt, es mit einem Gegner zu thun zu haben, der zu jeder Stunde bereit sein würde, das Aeußerste zu wagen; doch auch bei ihm stand der Entschluß unerschütterlich fest, in dem beginnenden Kampfe um keinen Schritt zu weichen.

„So thue denn Jeder, was er kann, den Sieg zu erlangen,“ sagte er ruhig, indem er dem kleinen Pförtchen zuschritt, welches aus dem Garten in den Wald führte.

„Du wirst von meinen Kriegsoperationen hören, noch ehe Du es vermuthest,“ erwiederte ihm stolz und zuversichtlich Rudolf, indem er den entgegengesetzten Weg einschlug.

Auftritte wie der eben beschriebene fanden noch öfter Statt, und es zeigte sich immer deutlicher, wie richtig Georg in seinen Gesprächen mit Adeline den Vetter charakterisirt und die ihn leitenden Motive bezeichnet hatte.

In der That hegte Rudolf schon lange den Wunsch, die unselige Leidenschaft für seine junge und schöne Stiefmutter durch eine neue Liebe zu bekämpfen. Er lernte Pauline Birkhold kennen, das Mädchen machte einen tiefen Eindruck auf ihn, und er gab sich mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit der Empfindung dem Wahne hin, daß nur durch ihren Besitz der Friede in seinem Innern wieder hergestellt werden könne.

Doch ihr Anfangs freundliches und entgegenkommen-

des Benehmen änderte sich bald, er glaubte sich durch Georg aus ihrer Gunst verdrängt, und sein Zorn gegen den ohnehin verhaßten Vetter loderte in hellen Flammen auf. Sollte er ihm auch hier wieder freiwillig das Feld räumen? Sollte er sich gar durch hochmüthige Forderungen dazu zwingen lassen? Er hätte sich selbst verachten müssen wegen einer solchen Feigherzigkeit.

Mit welchem Recht durfte denn auch Georg seinen Rückzug verlangen? Spielte dieser nicht ein doppeltes, ein verächtliches Spiel? Wie konnte er behaupten, Paulinen zu lieben, da er doch so unverkennbar einer Anderen huldigte? Paulinens Vater hatte Georg jedenfalls gegen sich. Was berechtigte ihn also, eine so zuversichtliche Sprache zu führen? Etwa der feste Glaube, des Mädchens Herz zu besitzen? O er solle bald erfahren, daß auf diesem Gebiete der Kampf noch unentschieden sei.

Man muß gestehen, daß in Rudolf's Brust mehr als ein mächtiger Antrieb wirksam war, um ihn zum unversöhnlichen und entschlossenen Gegner seines Vetters zu machen.

## Zwölftes Kapitel.

Der Baron war jetzt wieder so wohl, daß er das Zimmer verlassen durfte; doch nicht allein die Wiederkehr seiner Gesundheit und das aus derselben entspringende Bedürfniß nach freierer Bewegung trieben ihn an, dem engen Raume zu entfliehen, nochmehr that dies jene nagende, prickelnde Unruhe, welche seine Eifersucht in so eigenthümlicher Weise kennzeichnete.

Der Baron hatte nicht vergessen, daß sein Sohn Rudolf einst der schönen Gabriele eine glühende Bewunderung gewidmet, ihr in kecker, zudringlicher Weise seine Huldigung dargebracht hatte. Warum, so fragte er sich, sollte es Rudolf vergessen haben? Wer ließ sich weniger durch Rücksichten einengen, als gerade Rudolf? Wer überschritt sorgloser und zuversichtlicher als er alle durch die Verhältnisse geschaffenen und durch die Pflicht geheiligten Schranken? Warum also sollte Rudolf vor dem ungeheuerlichen Gedanken zurückbeben, in seiner Stiefmutter einen Gegenstand der Anbetung zu erblicken?

Und Gabriele?

Nun, sie hatte ihm ja schon so vielen Grund zum Mißtrauen gegeben, daß er jedenfalls zu entschuldigen war, wenn er auch jetzt sorgsam auf sie Acht hatte.

Und so sehen wir denn den Baron wieder wie in früheren Jahren in seinem Hause umherspähen.

Wie in früheren Jahren?

O nein, noch düsterer als damals ist der Ausdruck seines abgemagerten Gesichts mit den eingesunkenen, rothgeränderten Augen, noch dürrer und schattenhafter erscheint seine zusammengesunkene Gestalt, wenn er vorsichtig um die Ecken biegt und leisen Schrittes längs Mauern und Hecken hinschleicht, oder wenn er aus halbdunkeln Winkeln verstohlen hervorlugt, oder wenn er heimlich durch Thürritzen guckt und überall horchend die Hand ans Ohr legt. Befindet er sich aber, sei es Mittags bei Tisch, oder Nachmittags auf Spaziergängen, oder Abends beim Thee in Gesellschaft seiner Frau, seiner Schwiegereltern und seiner Söhne, so kann man wahrnehmen, wie er fortwährend bemüht ist, sich den Anschein zu geben, als wende er seine ganze Aufmerksamkeit irgend einem außerhalb dieses Kreises gelegenen Gegenstande zu, wie er jedoch unter den halbgehobenen Augenliedern hervor bald auf seine Frau, bald auf Rudolf schnelle Blicke richtet, um jede ihrer Mienen zu überwachen.

Er entdeckte indeß nichts, was selbst einem durch Argwohn so geschärftem Auge wie dem seinigen hätte

verdächtig erscheinen können. Gabrielens Benehmen gegen Rudolf war vollkommen den seltsamen und schwierigen Verhältnissen angemessen, und auch Rudolf verrieth in keiner Miene, mit keinem Blick, daß in seinem Herzen noch eine Spur der früheren Leidenschaft zu finden sei; er war ernst, zurückhaltend, ehrerbietig, das Muster eines gehorsamen und pflichtgetreuen Sohnes.

Wäre nicht des Barons Aufmerksamkeit so ausschließlich auf die zwischen Gabriele und Rudolf obwaltende Beziehung gerichtet gewesen, so müßte sie sehr bald auf das Verhältniß seiner Frau zu Georg gelenkt worden sein; denn hier gab es nachgerade genug des Auffallenden. Es dauerte jedoch eine geraume Zeit, ehe der Baron etwas entdeckte, so sehr wurde er von seiner vorgefaßten Meinung beherrscht und irregeleitet. Einmal aber auf die rechte Fährte geführt, eilte des Barons engherzige und scheelsüchtige Eifersucht in Sturmeseile vorwärts und überschritt im Fluge Maß und Ziel.

Er sah nun haarscharf, was Rudolf schon vom ersten Anfang an mit wachsender Erbitterung zu sehen geglaubt hatte: daß in der Baronin Benehmen gegen Georg weit mehr lag, als bloßes Wohlwollen, wie es die Arglosigkeit des Letzteren ausgelegt hatte, daß sich vielmehr darin etwas Inniges, wie aus der Tiefe des Herzens unwillkürlich Hervorbrechendes, etwas Verlangendes und Verheißendes zugleich kundgab.

Wie sanft und holdselig war nicht ihr Lächeln, wie weich nicht ihre Stimme, wenn sie zu Georg sprach, wie vielsagend, wie schmachtend waren nicht ihre Blicke, so oft diese den seinigen begegneten, oder, von ihm unbemerkt, auf seinen Zügen ruhten? Wie unverkennbar war es nicht, daß sie jede Gelegenheit eifrig ergriff, um sich ihm zu nähern, und daß sie nur zögernd und widerstrebend sich von ihm entfernte? Und, was das Auffallendste war, wie oft geschah es nicht, daß Beide, abgesondert von den Andern, in lange Gespräche sich vertieften, die sie dann, sobald Jemand hinzukam, plötzlich fallen ließen?

Georg seinerseits war nun zwar sonst in seinem Verhalten der Dame des Hauses gegenüber äußerst gemessen, fast bis zur Uebertreibung förmlich und zurückhaltend. Mußte indeß dieses berechnete Wesen nicht doppelt verdächtig erscheinen, da ja doch eben jene langen und heimlichen Gespräche, namentlich aber die seltsame Verlegenheit, die er verrieth, wenn dieselben durch das Hinzukommen Anderer gestört wurden, so unwiderleglich gegen ihn zeugten?

So fragte sich der Baron, so fragte sich Rudolf, und so wird vielleicht auch der geehrte Leser fragen. Der Letztere soll über diesen Punkt bald aufgeklärt werden.

Die nächste Folge, zu welcher des Barons peinliche Entdeckung führte, war ein durchaus verändertes Benehmen einerseits gegen Rudolf, anderseits gegen Georg. Seinen

Sohn hatte er bisher mit auffallender Kälte, oft mit schneidendem Hohn und kränkender Geringschätzung behandelt, nun aber wurde er plötzlich freundlich gegen ihn und versah ihn, was sonst seiner Gewohnheit schnurstracks zuwiderlief, aber sicherlich als Maßstab für sein Wohlwollen gelten konnte, mit reichlichen Mitteln zur Befriedigung seiner Liebhabereien. Ja es war fast, als habe in dem engen Herzen des Barons ein Gefühl wie von Reue und Beschämung Platz gegriffen, so milde und versöhnend war manchmal der Ton, den er gegen Rudolf anstimmte.

Georg dagegen hatte jetzt viel von der Härte und Schroffheit des Onkels zu leiden. Dieser nahm eine gebietende Miene gegen ihn an und sprach mit ihm über seine Obliegenheiten, als finde zwischen ihnen gar kein anderes Verhältniß Statt, als das des Herrn zu dem Diener.

Daß Georg's Stolz hiedurch tief gekränkt wurde, bedarf wohl kaum der Versicherung. Er sehnte sich unbeschreiblich nach Befreiung aus seiner peinlichen Lage und konnte kaum den Tag erwarten, an welchem er das Schloß verlassen würde, um seine künftige Dienstwohnung zu beziehen.

Glücklicher Weise schien der Baron von der gleichen Ungeduld beseelt zu sein, denn die bisherige zeitraubende Pünktlichkeit, die er bei der Uebertragung der Försterstelle an seinen Neffen hatte beobachten lassen, war plötzlich in Hast und Ueberstürzung umgeschlagen.

„Der Förster Lupin braucht eine ungebührlich lange Zeit zur Ablieferung," sagte der Baron in tadelndem Tone, „kann denn die Sache nicht beschleunigt werden?"

„Wir sind von Morgen bis Abend damit beschäftigt, Onkel," war Georg's Antwort.

„Wann wird der Rechnungsabschluß endlich erfolgen können?"

„Künftige Woche, versichert mir Lupin."

„Treibe ihn zur Eile an, Georg. Ich will, daß Du so bald wie möglich Deinen Posten antrittst. Auch wirst Du die Uebersiedelung in die Försterwohnung nicht länger als nöthig verschieben. Hörst Du?"

„Ich könnte jetzt gleich ein Zimmer daselbst beziehen."

„Nicht doch, das dürfte zu allerhand Unersprießlichkeiten Anlaß geben. Bis die alte Wirthschaft in der Försterei ganz und gar aufgehört hat, bleibst Du hier."

Georg blieb also auf dem Schloß, wo er mit jedem Tage das Unerträgliche seiner Lage bitterer empfand. Und was den Baron betraf, so sollte seine nagende Pein noch durch die Wittwe von Hallern vermehrt werden, die sehr häufig nach Rietenau kam und sich's zur Aufgabe gemacht zu haben schien, nach Möglichkeit Oel ins Feuer zu gießen.

„Wie lange wird Georg noch hier auf dem Schloß verweilen?" fragte sie mit eigenthümlicher Betonung und halb spöttischem, halb mitleidigem Lächeln den Baron.

„Warum fragen Sie so?“ stotterte der Baron mit Beklemmung hervor.

„Ei nun — ich weiß selber nicht — aber gut wäre es, wenn der junge Mann recht viel Beschäftigung hätte.“

„Beschäftigung, Cousine? Er ist fast den ganzen Tag im Walde, und Abends verbringt er seine Zeit mit der Revision von Rechnungen und der Abfassung von Ueberschlägen.“

„Dennoch scheint er noch Zeit genug zu ganz —“ hier irrten die Blicke der Wittwe wie suchend überall umher — „ganz anderen Dingen übrig zu haben.“

„Zu welch anderen Dingen?“

„Mein Gott, wie eifrig, lieber Baron! Fassen Sie doch mein Geplauder nicht gleich so auf, als berge sich darin ein tiefer, geheimnißvoller Sinn. Wir Frauen haben nun einmal die Schwäche, unsre Worte nicht immer auf die Goldwage zu legen; sollten wir jedes einzelne mit Gründen unterstützen, so würde es sich oft genug zeigen, daß wir uns auf unseren gepriesenen Scharfblick“ — wieder durchflogen ihre Augen alle Ecken und Winkel — „doch zu viel eingebildet haben. — Aber wo ist denn nur Ihre Frau geblieben? — Ah, da seh’ ich sie mit Georg die Allee hinuntergehen; sie werden wohl etwas mit einander zu besprechen haben.“

„Schon wieder eine dieser geheimen Unterredungen,“

brummte der Baron, Jenen nachsehend, unwirsch vor sich hin, „möchte doch wissen, um was es sich dabei handelt.“

Im Vorhergehenden ist gesagt worden, daß Gabrielens Mutter, Frau von Rentzow, ihren bleibenden Wohnsitz auf Rietenau aufgeschlagen hatte, und daß auch der Herr von Rentzow sehr häufig das Schloß mit seiner Gegenwart beehrte.

Anfänglich war dem Baron die Gesellschaft seines Schwiegervaters nicht unangenehm, sie sprachen mit einander über Ackerbau und Schafzucht, besuchten mit einander die Pachthöfe und machten Abends ihre Partie Grabüge. Auch fügte sich der Herr von Rentzow in der ersten Zeit mit großer Geschmeidigkeit in die vielen Launen seines reichen Schwiegersohnes und erhielt sich dessen Wohlwollen durch Schmeicheleien und Lobhudeleien aller Art.

Später jedoch änderte sich dies. Der Herr von Rentzow legte mehr und mehr jeden Zwang ab und spielte endlich höchst ungenirt den Grand-Seigneur, eine Rolle, für welche er, wie wir wissen, eine starke Vorliebe besaß. Er nahm gegen die Dienerschaft, die, wie er behauptete, schlecht geschult war, einen gebieterischen Ton an, er bemächtigte sich, weil er als Feinschmecker an der etwas spärlich besetzten Tafel seines Schwiegersohns keinen Gefallen fand, der Herrschaft über Küche und Keller und arrangirte vortreffliche Diner's, zu welchen er auch Gäste lud, die zwar seinen Geschmack an guten Bissen theilten, dem geizigen Baron jedoch nichts weniger als willkommen waren.

Dies Alles hätte indeß der Baron noch hingehen lassen, es kam aber noch ein anderer Umstand hinzu, der wiederholt sehr unersprießliche Auseinandersetzungen zwischen ihm und dem Schwiegervater zur Folge hatte und schließlich ihr gutes Einvernehmen gründlich störte. Diesen Umstand werden wir am besten kennen lernen, wenn wir dem Gespräche lauschen, welches eines Tages in einem der von dem Ehepaare Rentzow bewohnten Zimmer geführt wurde.

Herr von Rentzow und seine Gemahlin saßen neben einander auf dem Sopha; vor ihnen auf einem Tisch lagen mehrere Briefe, welche soeben ein Diener gebracht hatte.

„Von Laura," sagte Frau von Rentzow, indem sie einen der an sie adressirten Briefe erbrach.

„Von Baron Fechenbach," sagte ihr Gemahl, indem er einen an ihn gerichteten öffnete.

„Was schreibt dir Laura?" fragte er nach einer Pause.

„Nichts Erhebliches," war die von einem leichten Gähnen begleitete Antwort, „die Kinder sind einmal wieder krank, und Eines von ihnen ist gestorben. Was schreibt Dir Fechenbach?"

„Daß er so wenig wie irgend ein anderer unserer Freunde begreifen kann, wie ich es hier auf dem abscheulichen Rietenau aushalte. Er fordert mich dringend auf, Ende des Monats mit ihm in Kissingen zusammenzutreffen, wo auch Wildenows und Rosensteins sich einfinden werden."

„Wenn Du nur das Geld dazu hättest, Arthur,“ sagte Frau von Rentzow achselzuckend.

„Ich kann hier nicht länger bleiben, die lange Weile würde mich tödten. Ich muß wieder Menschen sehen!“ Und der Herr von Rentzow nahm, indem er mit seiner schweren goldenen Uhrkette spielte, eine Miene an, die deutlich besagte, wie unendlich erhaben über seine jetzige Umgebung er sich fühle.

„Sehr verbunden für das Compliment,“ sagte seine Frau mit einem abermaligen Gähnen.

„Gestehe, Nathalie, daß man hier verbauert und verdummt.“

„Indeß, mein Lieber, wenn man kein Geld hat...“

„Dann muß man sich welches zu verschaffen suchen.“

Frau von Rentzow schwieg und zuckte wie vorhin die Achsel. Ihr Gemahl öffnete noch einige der für ihn angekommenen Briefe und überlas sie flüchtig und mit der Miene völliger Gleichgültigkeit. Der letzte, den er zur Hand nahm, machte offenbar einen starken Eindruck auf ihn.

„Es ist doch empörend,“ rief er im Tone schwer verletzter Hoheit und warf den Brief auf den Tisch, „es ist doch empörend, daß man sich Mahnbriefe von dieser Art schreiben lassen muß!“

„Von wem, mein Lieber?“ fragte, besorgt zu ihm aufblickend, seine Frau.

„Von Bothwell. Er erklärt mir, daß er gerade

jetzt alles Geld brauche, das er flüssig machen könne, weil er im Begriff stehe, das Gut Seefeld zu kaufen, und ...“

„Das Gut Seefeld! Mein Gott, dann wird er ja unser Nachbar!“

„Das ist eben das Schlimmste bei der Sache. Einem Nachbar, mit dem ich überall und zu jeder Zeit zusammentreffen werde, kann ich doch unmöglich eine schon vor Jahren geborgte Summe schuldig bleiben — einem Nachbar zumal, der einen solchen Ton anzustimmen für gut findet.“

Hier deutete der Herr von Rentzow voll Entrüstung mit dem Zeigefinger auf den Brief. Und der am Finger befindliche Solitär schien die Gefühle seines Besitzers zu theilen, denn er sprühte, hin und her zitternd, gleichsam Zornesfunken.

„Darf ich lesen, was Dir Bothwell schreibt?“

Frau von Rentzow nahm, ohne die Erlaubniß abzuwarten, den Brief und las ihn. Während des Lesens wurde sie auffallend blaß.

„Was sagst Du nun, Nathalie? Werde ich mir Geld verschaffen müssen oder nicht?“ fragte ihr Gemahl.

„Nun allerdings brauchst Du Geld, Arthur, aber woher es nehmen?“

„Goßner muß helfen.“

„Er muß? Wie willst Du ihn zwingen? Hast Du es nicht schon versucht? Und wie fiel der Versuch aus?

Du dachtest, ihm imponiren zu können, doch weit gefehlt, er wies Dich kurz und barsch ab, und Du hattest den unangenehmen Gang umsonst gethan."

„Ich werde mich auch sicherlich einem zweiten derartigen Refüs nicht aussetzen; aber ich hoffe, daß Du..."

„Hoffe das nicht, Arthur."

„Deinen Bitten würde er Gehör geben, Nathalie."

„Er würde es nicht, ich bin davon überzeugt. Und zudem will ich nicht, daß man der zwischen uns obwaltenden Beziehung auf die Spur kommt. Frau von Hallern, die fortwährend auf der Lauer liegt, hat schon mehr davon entdeckt, als mir lieb ist. Was müßte sie denken, wenn sie erführe, daß ich ihn besucht habe? Und wenn nun gar unser Schwiegersohn, der Baron, Wind davon bekäme — nein, Arthur, Deinem Verlangen kann ich unmöglich Genüge thun."

Der Herr von Rentzow sprang auf und begann im Geschwindschritt das Zimmer zu durchmessen. So oft er auf seinem Gange am Spiegel vorbeikam, warf er einen äußerst selbstgefälligen Blick hinein; und wenn dann der Spiegel die Blitze zurückstrahlte, die von seinen Diamanten ausgingen, schien sich sein Muth mächtig zu beleben, und er nahm eine Miene an, als fühle er sich stark genug, jegliches Hinderniß zu besiegen.

„Und wenn nun auch die ganze Welt von Eurem Verhältniß erführe?" sprach er, dicht vor seiner Gemahlin

stehen bleibend. „Was hättest Du zu befürchten? Hole der Henker diese Geheimnißkrämerei. Wozu dient sie? Was bezweckt sie? Warum auch Gabrielen ein Schweigen auferlegen, welches doch kaum zu rechtfertigen ist?"

„Er will es so."

„Und wenn wir uns seiner Grille nicht fügten?"

„Dann würde er sich rächen, Arthur."

„Unsinn, Nathalie, wie könnte er sich rächen?"

„Indem er seinerseits Enthüllungen machte, die uns zum größten Schaden gereichen müßten."

„Pah — er weiß nichts!"

„Er weiß im Gegentheil Alles, glaube mir das."

Der Herr von Rentzow durchmaß von Neuem im Sturmschritt das Zimmer; nach einigen Minuten setzte er sich jedoch wieder auf das Sopha neben seine Frau. Diese beugte sich zu ihm hinüber und sagte mit leiser, flüsternder Stimme:

„Wenn Goßner unsren Schwiegersohn von den mit Gabrielens Geburt verknüpften Umständen in Kenntniß setzte, wenn er ihm gar über die Mittel Aufschluß gäbe, die wir angewandt haben, die Welt und ihn zu täuschen — welche Folge könnte, müßte dies haben?"

„Verdammt!" brummte der Herr von Rentzow vor sich hin, indem er aus einer ungeheuer großen goldenen Schnupftabaksdose eine Prise nahm.

Es erfolgte eine lange Pause.

„Mein Schwiegersohn muß mir das nöthige Geld borgen,“ sprach endlich der Herr von Rentzow mit höchst zuversichtlicher Miene, indem er geräuschvoll die Dose zuklappte.

„Mein Gott, Arthur, wie magst Du nur so reden,“ entgegnete seine Frau mit gen Himmel erhobenem Blick. „Mein Schwiegersohn muß mir Geld borgen! — Als ob er Dir nicht vor Kurzem in dürren Worten erklärt hätte, daß er Dir zum letzten Mal seine Kasse geöffnet habe.“

„Mir hat er allerdings so etwas gesagt, Nathalie, aber — — —“

„Mir auch, das kann ich Dir versichern.“

„Aber Gabrielen nicht, und sie soll ihm zusetzen, bis er endlich seine schnöde Filzigkeit überwindet und den Gentleman herauskehrt. O sie weiß mit dem Herrn Gemahl umzugehen, und noch immer ist es ihr gelungen, ihn zur Raison zu bringen. Zudem ist die Summe, die ich brauche, ja nicht übermäßig groß. Tausend Thaler würden vorläufig genügen. Was ist für ihn diese Kleinigkeit? Oder vielmehr, was sollte sie ihm sein? Gesteht er ja doch, daß er jedes Jahr zehnmal so viel zurücklegt — zu welchem Zweck, das mögen die Götter wissen! Soll ich darben, während dieser Geizhals Berge von Gold anhäuft? Nein, er mag endlich erfahren, was es heißt, der Schwiegersohn eines Mannes von noblen Liebhabereien und gutem Ton zu sein. Gabriele wird ihm schon seinen Standpunkt klar machen.“

„Ich fürchte, daß Du auf Sand baust, Arthur. Gabriele hat ihrem Manne feierlichst geloben müssen, ihn mit derartigen Bitten nicht mehr zu behelligen. Daß sie es bei früheren Gelegenheiten that, mußte sie schwer büßen.“

„Sie wird es noch einmal thun, verlaß Dich drauf. Ich will sogleich mit ihr reden.“

Mit diesen Worten erhob sich der Herr von Rentzow, nickte seiner Frau herablassend zu und schritt mit einem gnädigen à revoir aus dem Zimmer. Er hatte dabei ganz die Miene eines Generals, der sich anschickt, seine sieggewohnte Reserve ins Feuer zu führen.

Der Herr von Rentzow begab sich, wie er angedeutet hatte, unmittelbar nachdem er seine Frau verlassen, zu seiner Tochter. Die Unterredung, die er mit dieser pflog, dauerte über eine volle Stunde. Die junge Baronin schenkte Anfangs der zur Sprache gebrachten Angelegenheit eine nur sehr kühle Theilnahme und berief sich einfach auf das ihrem Manne gegebene Versprechen, sich fürder in dergleichen Dinge nicht zu mischen. Der Herr von Rentzow dagegen wurde mit seinen Vorstellungen immer dringlicher und verwickelte sich in casuistische Erörterungen des Problems: ob ein abgenöthigtes Versprechen bindend sei oder nicht. Und als er schließlich mit einiger Schwierigkeit zu einer entschiedenen Verneinung dieser heiklen Frage gelangt war, kam er durch einen überraschend

kühnen Gedankensprung auf das Wechselrecht zu sprechen, dem verfallen zu sein er mit tiefer Grabesstimme behauptete.

Und es erfolgte nun eine so grausige Beschreibung der Wirkung einer Wechselklage gegen den säumigen Wechselschuldner, und eine so haarsträubende Schilderung der unmenschlichen Härte und absoluten Erbarmungslosigkeit der Gläubiger im Allgemeinen und seiner Gläubiger insbesondere, so wie der furchtbaren und völlig unumschränkten Macht, welche einem solchen über die Person seines unglücklichen Opfers zustehe, daß es dabei die Tochter eisigkalt überlief. In der That, wenn ihr der Vater gesagt, er habe sich mit Leib und Seele dem bösen Feind verschrieben, sie hätte sich kaum heftiger darüber entsetzen können.

Was aber thun?

Ihrem dem schrecklichen Wechselrecht verfallenen Vater alle Hülfe verweigern? Es ruhig geschehen lassen, daß man ihn in die Schuldhaft abführe? Unmöglich konnte sie dies übers Herz bringen.

Oder seiner Ansicht beitreten, daß man den Baron nöthigen müsse, die erforderliche Summe vorzustrecken? Nein, auch dies nicht, denn, ganz abgesehen von ihrem Versprechen, welches trotz des Vaters Argumentation noch immer für sie bindend war, wußte sie nur zu gut, wie vollkommen vergeblich jeder Versuch sein würde, ihren Gatten zu weiteren Geldopfern zu bewegen.

Da kam ihr ein anderer Gedanke, der ihr Rettung zu verheißen schien. Sie sprach ihn nicht aus, nur bat sie ihren Vater, den Muth nicht sinken zu lassen, sondern fest auf ihren guten Willen zu vertrauen, ihn der drohenden Gefahr zu entreißen.

Der Herr von Rentzow faßte dies so auf, als werde sie nun doch seinem Drängen nachgeben und bei dem Baron Hülfe suchen, und er verließ sie unter huldvollen Aeußerungen der Anerkennung ihrer kindlichen Gesinnung.

Der Gedanke, auf den die junge Baronin gekommen war, wird Manchem höchst seltsam erscheinen. Sie wollte, indem sie Goßner um Beistand anrief, Georg bewegen, ihr als Vermittler zu dienen.

Ja, seltsam war dies allerdings, doch erklären läßt es sich leicht. Sie kannte das zwischen Goßner und ihrer Mutter bestehende Verhältniß, und die Letztere hatte ihr viel erzählt von dem großen Reichthum und der seltenen Mildthätigkeit des sonderbaren Mannes. Er hatte bedeutende Summen an Arme geschenkt und noch größere an Hülfsbedürftige ausgeliehen, er baute ja mit ungeheuren Kosten einen Leuchtthurm zum Nutzen der Seefahrer; warum sollte er seine stets offene Hand ihrem Vater verschließen?

Daß er eine derartige Bitte schon einmal ausgeschlagen hatte, war ihr unbekannt, dagegen wußte sie, daß er wiederholt Georg seine Hülfe und Unterstützung angetragen habe. Warum also sollte er nicht eine verhält=

nißmäßig geringe Summe für einen Anderen hergeben, wenn ihn Georg darum anginge? O gewiß würde er mit Freuden diese Gelegenheit ergreifen, sich seinem Lebensretter zu verpflichten.

Es kam also hauptsächlich darauf an, Georg für ihren Plan zu gewinnen. Dies konnte allerdings mit Schwierigkeiten verknüpft sein, denn es war ihr gesagt worden, daß Georg einen heftigen, unüberwindlichen Widerwillen gegen Goßner hege und dessen zu verschiedenen Malen ihm angetragene Dienstleistungen mit Kälte und Geringschätzung zurückgewiesen habe. Doch Georg sollte ja nicht für sich etwas erwirken, sondern für ihren Vater, für sie. Würde es sich dazu durch ihre Bitten nicht bewegen lassen? Nun, das mußte auf einen Versuch ankommen; jedenfalls wollte sie ihm ihr Anliegen vortragen.

Und hier eröffnete sich der nach Liebe dürstenden jungen Frau eine Perspective der angenehmsten Art. Sie war in den Künsten der Coquetterie wohl bewandert und wußte aus Erfahrung, daß nichts geeigneter ist, zwei Personen einander näher zu führen, als ein gemeinschaftliches Geheimniß. Was entspringt nicht Alles daraus? Vertrauliche Gespräche unter vier Augen, Täuschung der Wachsamkeit von Neugierigen und Spähern, verstohlene Winke, abgebrochene, dem Ohr Uneingeweihter nicht verständliche Worte, ein heimlicher Händedruck vielleicht als Bejahung einer leise geflüsterten Frage u. s. w.

So hoffte die Baronin, endlich das Mittel in Händen zu haben, durch welches die angeborne Schüchternheit Georg's, das einzige Hinderniß, welches, wie sie wähnte, der Verwirklichung ihrer Wünsche entgegenstand, überwunden werden könnte; und mit heißer Sehnsucht sah sie dem Augenblick entgegen, der ihr Gelegenheit bieten würde, ihren neuen Operationsplan ins Werk zu setzen. Auch nahm sie sich vor, mit dem Stoff zu vertraulichen Besprechungen recht haushälterisch umzugehen, damit er nicht verbraucht werde, ehe diese zu dem ersehnten Ziele geführt hätten. Die ziemlich lange Frist, welche ihr der Vater zur Herbeischaffung des Geldes eingeräumt hatte, ließ ihr in dieser Hinsicht freie Hand.

Und die schöne Baronin verstand, wie die Folge lehrte, gar meisterhaft, ihren Stoff auszubeuten.

Erst waren es nur Goßner's Verhältnisse, über welche sie von Georg Aufklärung wünschte. Es verlangte sie zu wissen, ob Jener denn wirklich so außerordentlich reich, und ob er so bereit sei, mit seinen Mitteln Andern zu Hülfe zu kommen, wie man ihr gesagt.

Hiebei bedurfte es nicht gerade der Geheimthuerei, doch man hat ja nicht gern Zuhörer, wenn man sich frei und ungezwungen über einen Nachbar unterhalten will.

Dann kamen Georg's Beziehungen zu Goßner aufs Tapet, und hier gab es schon manche Frage, die schlechterdings nur unter vier Augen gestellt und beantwortet werden konnte.

Hierauf folgten vertrauliche Mittheilungen über die unglückliche pecuniäre Lage ihres Vaters; und die Gemüthswärme und tiefe Niedergeschlagenheit, womit dieselben vorgetragen wurden, war trefflich darauf berechnet, Georg's stets rege Theilnahme in Beschlag zu nehmen, indem zugleich die Heimlichkeit, hinter welcher sie sich nur schüchtern und zaghaft hervorwagten, wohl geeignet war, ihnen ein erhöhtes Interesse zu verleihen.

Und nun bot sich auch schon öfters die Gelegenheit dar, bei der Annäherung eines Störers den Finger an den Mund zu legen und mit einem Blick des Einverständnisses oder einem leisen „Pst!" abzubrechen. Es fielen auch Worte wie: „Es ist doch recht ärgerlich, daß wir gestört werden; ich hatte Ihnen noch Manches zu sagen," oder: „Nach dem Abendessen, lieber Georg, im grünen Cabinet, oder vielleicht, wie gestern, in der Laube — pst!"

So stand Georg, ehe er es noch recht gewahr geworden, und ohne daß er hätte sagen können, wie es eigentlich gekommen, zu der Baronin in einem vertraulichen Verhältniß, aus welchem er sich schwerlich hätte zurückziehen können, auch wenn er wirklich etwas Arges darin gesehen hätte. In Gedanken beschäftigte er sich nun weit mehr als früher mit der reizenden Frau und Allem, was auf sie Bezug hatte. Das Zutrauen, welches sie ihm entgegengetragen, schmeichelte ihm, ihre treue Kindesliebe rührte ihn, und sogar für den so ganz ohne eigene Schuld

in Verlegenheit gerathenen Herrn von Rentzow, dessen gespreiztes Wesen ihm bis dahin widerlich gewesen war, begann er eine gewisse Sympathie zu hegen.

Die Baronin ging nun um einen Schritt weiter. Sie hob wiederholt die Nothwendigkeit hervor, ihrem Vater schleunige und wirksame Hülfe zu verschaffen, da er sonst der Schuldhaft nicht würde entgehen können; und sie drückte das lebhafte Verlangen aus, ihn dieser Gefahr zu entreißen, wenn gleich sie nicht einzusehen vermöge, wie dies zu bewerkstelligen sei, da ihr Mann allen ihren Bitten ein schroffes Nein entgegenhalte.

Und sie sah dabei so unsäglich traurig aus und rang die zarten Händchen in so herzergreifender Weise und blickte so mitleidbedürftig und hülfeflehend zu Georg auf, daß er hätte hart und kalt sein müssen wie ein Marmorblock, um ihr seine Theilnahme zu versagen.

Als dann endlich die Frage ihren Lippen entfuhr, ob nicht etwa der reiche Goßner zu bewegen sein sollte, die nöthige Summe vorzustrecken, überraschte dies Georg nicht all zu sehr; seine Antwort fiel daher auch ganz im Sinne der Baronin aus. Er halte es, sagte er, für keineswegs unwahrscheinlich, daß Goßner, falls genügende Sicherheit geleistet werden könnte, dem Herrn von Rentzow den nämlichen Dienst erweisen würde, den er schon so manchem Anderen erwiesen habe.

Sicherheit? Was wußte die Baronin von Sicherheit

für anzuleihende Summen? Daß ihr Vater eine solche beschaffen könne, bezweifelte sie. Ob nicht ein einfacher Schuldschein oder ein Empfangschein, von ihr ausgestellt, genügen würde? Darauf hatte Georg keine Antwort.

„So muß ich denn wohl auch diese letzte Hoffnung fahren lassen!" rief die schöne Frau von Schmerz überwältigt. „Ach, mein Gott, Georg, was thue ich doch nur? Wissen Sie keinen Rath, gar keinen?"

„In der That, liebe Tante, ich — — —"

„Georg, Sie müssen helfen! Wenn auch Sie mir Ihren Beistand verweigerten — an wen könnte ich mich in meiner Noth wenden?"

„Ist denn unter Ihren Verwandten in der Residenz Keiner, der — — — —"

„Nein, nein, es ist unter jenen Verwandten kein Einziger, dessen Hülfe ich anrufen möchte; es sind lauter engherzige, ängstliche, unselbstständige Geschöpfe, kaum im Stande sich selber zu helfen, geschweige denn Anderen in der Noth beizuspringen. Sie allein, Georg, sind ein Mann im vollen, im besten Sinne des Worts, Sie ganz allein flößen mir Vertrauen ein, auf Sie möchte ich mich stützen in jeglicher Gefahr, und die Furcht würde von mir weichen, denn Ihr Arm würde mir kraftvoll genug sein, mich zu schirmen. Ach, Georg, versprechen nur Sie mir Ihren Beistand, und keine Sorge wird mich mehr bedrücken!"

„Geben Sie mir an, wie ich Ihnen helfen kann, und ich werde sicherlich Alles thun, was in meiner Macht steht."

„Ihr Wort darauf?"

„Mein Wort darauf!"

„Seien Sie mein Vermittler bei Goßner."

„Wie? Das verlangen Sie von mir?"

„Ihnen wird er die Bitte nicht abschlagen."

„Vielleicht nicht — aber — — —"

„Aber?"

„Könnte ich es auch verantworten, ohne Wissen des Onkels ein Geldgeschäft zu vermitteln, aus welchem ihm schließlich Verbindlichkeiten erwachsen dürften? Erwägen Sie, Tante, daß ich auch in dienstlichen Beziehungen zu dem Onkel stehe, und er es mir also als einen zwiefachen Vertrauensbruch anrechnen würde, wenn — —"

„Diese Bedenklichkeit macht Ihnen Ehre, lieber Georg, doch glücklicherweise ist sie eine solche, die ich mit einem Wort beseitigen kann. Im Vertrauen auf Ihre Verschwiegenheit will ich dieses Wort sprechen: Goßner ist der Bruder meiner Mutter."

Starr vor Erstaunen blickte Georg der Baronin ins Gesicht.

„Der Bruder Ihrer Mutter?" rief er.

„Der Name Goßner ist ein nur angenommener, der wirkliche Name jenes sonderbaren Mannes ist Bardenfeld."

„Und dieser Mann ist der Bruder Ihrer Mutter?"

„So ist es, lieber Georg; Sie werden aber das Ihnen mitgetheilte Geheimniß keinem Menschen verrathen?“

„Nie könnte ich Ihr ehrendes Vertrauen täuschen, liebe Tante.“

„Räumen Sie ein, daß unter diesen Umständen von keinem gewöhnlichen Geldgeschäft die Rede ist, und daß für meinen Mann keine Verbindlichkeit aus der beabsichtigten Anleihe erwachsen kann?“

Georg zögerte mit der Antwort.

„Soeben verwiesen Sie mich ja selbst auf meine Verwandten. Nun, Goßner ist, wie Sie sehen, mein allernächster Verwandter.“

Georg schwieg noch immer unschlüssig.

„Wie? Sie bereuen schon Ihr Versprechen, Georg? Nun gut, ich will nicht auf die Erfüllung desselben bestehen. Reden wir nicht weiter davon.“

Die Baronin drückte das Taschentuch vor die Augen und weinte bitterlich.

Meine Herren Leser, kennen Sie ein stärkeres Ueberredungsmittel als die Thränen einer Frau — einer schönen Frau, wollt' ich sagen? Wer von Ihnen hätte nicht schon in ähnlichen Fällen alles Mögliche und Unmögliche versprochen? Ich meinestheils wäre an Georg's Stelle sogleich erbötig gewesen, den Mond vom Himmel herunterzuholen, falls es die Baronin von mir verlangt hätte. Sollte übrigens unter Ihnen ein junger Mann sein, der

Weiberthränen zu widerstehen vermöchte, so wäre ich wirklich begierig, seine nähere Bekanntschaft zu machen.

Georg besaß kein kieselhartes Herz. Es wurde ja auch nichts Unthunliches von ihm begehrt. Seine vorwiegende Bedenklichkeit war durch die Enthüllung, welche ihm die Baronin gemacht hatte, so gut wie beseitigt; er sollte also nur eine persönliche Abneigung überwinden, für die er selbst keinen rechten Grund wußte. Allerdings würde ihm dies nicht leicht werden; aber soll man nur dann Anderen gefällig sein, wenn für das eigene liebe Ich kein Opfer damit verbunden ist? Pfui über solch schnöde Selbstsucht! Nein, die Baronin sollte nicht vergeblich an seine Männlichkeit appellirt haben. Je schwerer ihm der Gang zu Goßner werden mußte, desto entschiedener forderte seine Ehre, daß er nicht davor zurückschrecke — er versprach feierlichst, noch am nämlichen Abend ihren Wunsch zu erfüllen.

Und siehe da! Die wunderbar schönen Augen der Baronin waren schon von keiner Thräne mehr verdunkelt, sie strahlten wieder so hell und freudig, wie je zuvor; und kein weinerlicher Zug entstellte mehr ihre schwellenden Lippen, diese kräuselten sich vielmehr zu dem süßesten Lächeln, das man sich nur vorstellen kann, und Worte des wärmsten, innigsten Dankes entströmten ihnen.

„Wie gut Sie doch sind, lieber Georg! Sie haben mir eine Centnerlast vom Herzen genommen, und ich

kann endlich einmal wieder frei aufathmen. Dank, herzlichen Dank!"

Die Worte wurden von einem Druck ihrer Hand begleitet, und sie war so weich, so zart diese kleine, niedliche Hand, und sie schmiegte sich so leicht und zuthunlich in die seinige, als habe sie hier so recht ihren eigentlichen Platz gefunden.

Horch, was war das? O nur ein zufälliges Rauschen im Gebüsch, ein Windstoß, der mit dem dürren Laube spielte, weiter nichts.

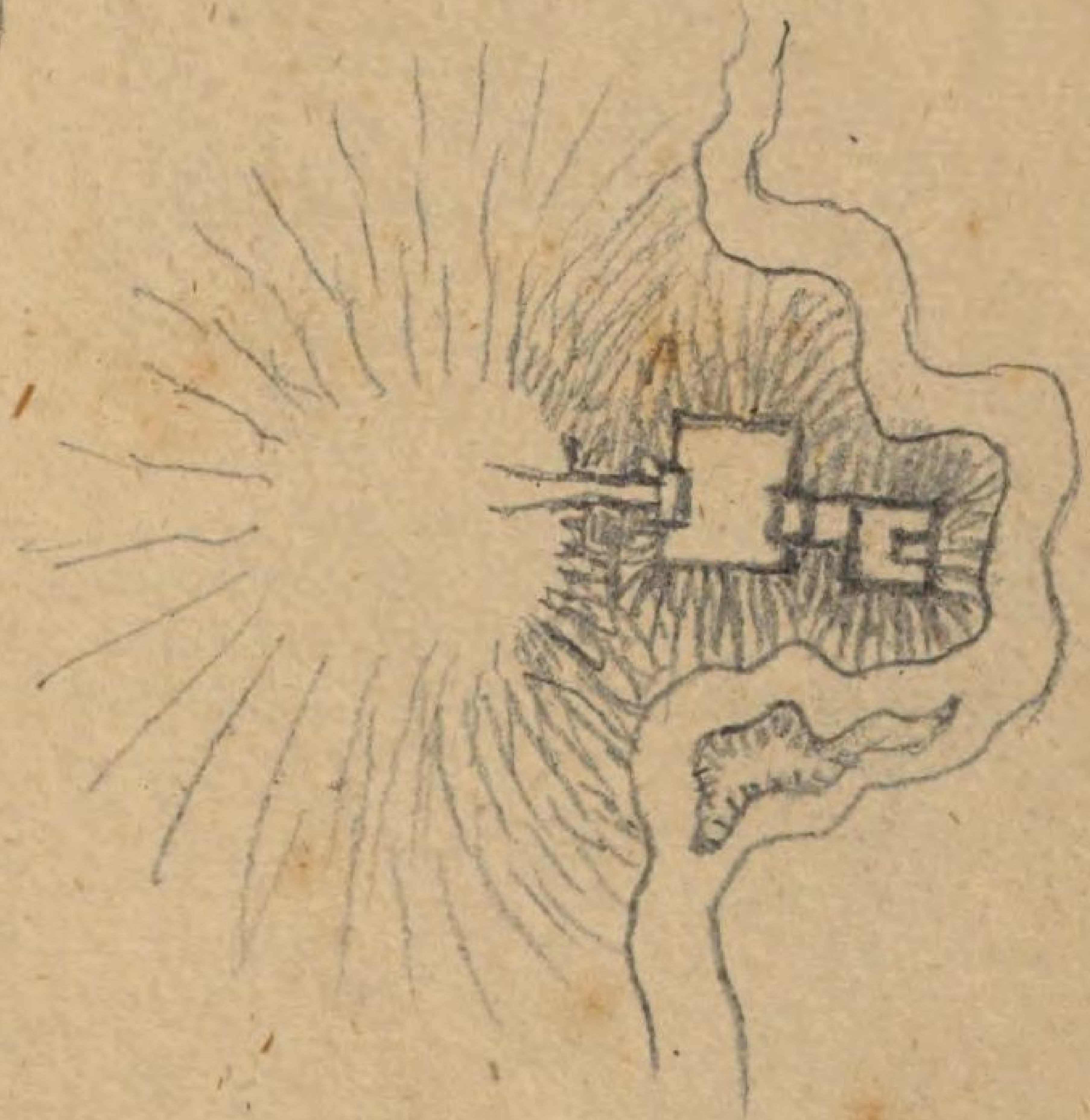
Doch die Baronin war erschrocken von der Gartenbank aufgesprungen, auf welche Beide während des Gespräches Platz genommen hatten. Und als Georg fragend zu ihr aufsah, da — der Himmel mag wissen, wie es kam — da streifte ihre Wange seine Stirn, und ein Seufzer, aus tiefster Brust sich losringend, drang wie ein leiser, bebender Hauch an sein Ohr.

Schon wieder das Geräusch! — That dies wirklich der Wind?

„Mein Gott, Georg, wenn man uns so sähe' — Die Menschen sind so boshaft, so neidisch ....."

„Beruhigen Sie sich, man hat uns nicht belauscht; ich sehe es ganz deutlich, es ist Niemand im Gebüsch."

„Georg, lieber Georg, ich bin so furchtsam, legen Sie Ihre Hand hieher — fühlen Sie, wie mein Herz schlägt?"



Baudissin, Ulrich <<von>>,

Die Stiefkinder Roman von Graf Ulrich Baudissin

Bd.: 2

Stuttgart 1870